

**Deutscher
Reporterpreis
2013**

**Die 7 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bestes Interview“**

	Seite
1) Bärnthaler, Thomas und Herwig, Malte, „Ich würde wieder genauso handeln“ (0612)	03
2) Chaimowicz, Sascha und Bauer, Patrick, „Ich bin ein einfach zu beobachtendes Kind“ (0498)	14
3) Fellmann, Max; Greiner, Kerstin und Musotto, Claudio, „Ich fände es seltsam, wenn mein Vater eine Freundin hätte“ (0615)	25
4) Gloger, Katja, Die ganze Welt im Verdacht (0218)	39
5) Kubsova, Jarka und Schröm, Oliver, „Ein Schuss. Und fertig.“ (0234)	49
6) Stuckrad-Barre von, Benjamin und Schumacher, Hajo, „Ohne unsere Frauen wären wir jetzt tot“ (1075)	58
7) Uslar von, Moritz, 99 Fragen an Werner Herzog (0482)	81

»Ich würde wieder genauso handeln«

Im Herbst 1977 entführten Terroristen der Rote Armee Fraktion den Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer und forderten im Gegenzug die Freilassung inhaftierter RAF-Häftlinge. Für zwei Männer wurden die nächsten Wochen zu den schwersten ihres Lebens: Schleyers Sohn Hanns-Eberhard tat alles, um die Freilassung seines Vater aus der Geiselhaft zu erwirken. Bundeskanzler Helmut Schmidt entschied sich gegen einen Austausch. Nach 44 Tagen ermordete die RAF Schleyer. Hier sprechen Hanns-Eberhard Schleyer und Helmut Schmidt zum ersten Mal öffentlich.

Von Thomas Bärnthaler und Malte Herwig, SZ-Magazin 26.07.2013

Hanns-Eberhard Schleyer: Guten Tag, Herr Bundeskanzler.

Helmut Schmidt: Schmidt, nicht Bundeskanzler. Nennen Sie mich Schmidt. Guten Tag.

FRAGE-Magazin: Herr Schmidt, Herr Schleyer, welches Bild fällt Ihnen beiden als erstes ein, wenn Sie an den Herbst 1977 denken?

Schleyer: Der Abend des 5. Septembers 1977, als mein Vater entführt wurde. Ich saß in der Staatsbibliothek in Stuttgart und ein Freund kam herein und sagte: Du, es ist was Schreckliches passiert, schau dir die Nachrichten an. Mein erstes Bild ist die *Tagesschau* von damals und auch die Erklärung, die Sie, Herr Schmidt, im deutschen Fernsehen abgegeben haben. Das war so brutal, dass es mich zunächst sprachlos und hilflos gemacht hat.

Schmidt: Wie alt waren Sie damals?

Schleyer: Ich war 33.

Schmidt: Also ein ziemlich junger Mann.

Schleyer: Schlagartig wurde etwas Wirklichkeit, worauf ich mich innerlich vorbereiten musste, woran ich aber nicht wirklich gedacht habe. Wir wussten ja, dass mein Vater auf der Liste der gefährdeten Personen stand.

Schmidt: Da standen wir beide drauf, Ihr Vater und ich.

Schleyer: Wir waren vorgewarnt, trotzdem haben mich die Ereignisse völlig überrollt. Mein Verhältnis zu meinem Vater war erst in den Jahren davor richtig eng geworden. Mit Kindern hat er sich schwergetan. Erst als ich erwachsen war, konnten wir richtig miteinander sprechen. Als im Sommer 1977 die Sicherheitsmaßnahmen eingeführt wurden, also bewaffnete Polizisten vor der Tür, Leibwächter auf Schritt und Tritt, hat mein Vater mir gesagt: Wenn mir etwas zustößt, sollst du wissen: Ich bin bereit zu akzeptieren, was die Regierung in einer solchen Situation für richtig hält. Mir war nach dem Mord an Ponto, der drei Monate vorher geschehen war, klar, was das Ziel der Terroristen war. Diese Diskussion war also sehr konkret. Und doch war ich zuerst so schockiert, dass ich nicht wusste, was ich tun sollte.

Schmidt: Hatten Sie damals schon Kenntnis davon, dass es bei dem Kidnapping Ihres Vater vier Tote gegeben hatte?

Schleyer: Das waren ja die Bilder, von denen ich gesprochen habe: der von Kugeln durchsiebte Mercedes auf der Straße, der Kinderwagen, in dem die Terroristen ihre Waffen versteckt hatten.

Welches Bild kommt Ihnen in den Sinn, Herr Schmidt?

Schmidt: Keines. Ich denke nicht an den Herbst 1977, wohl aber an die Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz im Februar 1975. Am Mittag war der Brief der RAF-Leute eingegangen, und ich lag mit 39 Fieber im Bett im Kanzlerbungalow. Meine Frau holte den Arzt, der mich mit einer Spritze wieder vernehmungsfähig machte. Ich fand zwei Personen in meinem Zimmer vor: Helmut Kohl, damals Chef der Opposition, und Klaus Schütz, damals Regierender Bürgermeister von Berlin. Die waren sich einig: Wir müssen austauschen. Sie brauchten nur noch meine Genehmigung, dachten sie und ich auch. Die habe ich dann gegeben. Am nächsten Morgen bin ich aufgewacht und hab gedacht: Um Gottes willen, was haben wir da für einen Fehler gemacht! (Haut auf den Tisch) Das darfst du nie wieder tun!

Schleyer: Mein Dilemma, Herr Schmidt, war ja, dass ich wusste, wie mein Vater dachte. Ich will Ihnen jetzt nicht die Frage stellen, was Sie an meiner Stelle getan hätten. Wohl aber die: Was, wenn Ihrer Frau etwas passiert wäre?

Schmidt: Meine Frau und ich hatten schon lange vorher aktenkundig gemacht, dass wir uns im Falle des Falles nicht austauschen lassen wollten. Da waren wir uns ganz einig.

Schleyer: Aber hätten Sie nie an dieser Entscheidung gezweifelt? Ich war ja auch Sohn.

Schmidt: Aber natürlich. Wenn ich mich an Ihre Stelle denke - was ich damals auch gemacht habe - finde ich das völlig verständlich und richtig, was Sie getan habe.

Herr Schleyer, Sie haben noch vor fünf Jahren gesagt: »Man hat uns im Grunde genommen hängen und in Ungewissheit bängen und hoffen lassen. Letzteres ist vielleicht das Schlimmste gewesen.«

Schleyer: In all den Gesprächen, die ich mit Hans-Jochen Vogel geführt habe, hat man sich um eine klare Aussage immer herumgedrückt. Man hat vielleicht versucht, Rücksicht auf die Familie zu nehmen.

Schmidt: In Wirklichkeit war meine Entscheidung, nicht auf Frage austauschen, längst gefallen. Schon bei der Besetzung der deutschen Botschaft in Stockholm im April 1975 haben wir nicht ausgetauscht. Stockholm ging relativ glimpflich aus mit zwei Toten, wenn ich mich richtig erinnere, und damit begann eine andere Praxis der amtierenden Regierung. Sie wurde von dem Kreis, zu dem Kohl und Genscher und Strauß gehörten, stillschweigend akzeptiert. Die Praxis des Austauschens hatte in Stockholm aufgehört! Das hat man euch natürlich nicht erzählen wollen.

Schleyer: Ich glaube aber, es wäre besser gewesen, dann hätten wir uns nicht so an diese Hoffnung geklammert, dann wäre die Familie nicht so enttäuscht worden. Irgendwann haben wir es dann ohnehin geahnt. Die Terroristen hatten in Briefen und Telefonaten gefordert, dass ich an einem Wochenende 15 Millionen Dollar zu einem unbekanntem Ort transportiere. Das ist durch eine bewusste Indiskretion der Bundesregierung durchkreuzt worden, die natürlich eingeweiht war. Sie wollte nicht riskieren, auch noch mein Leben zu gefährden. Also wurde die Presse informiert, dass ich mit dem Geld unterwegs sei. Da war mir klar: Die Regierung wird nicht nachgeben. Inzwischen war ja auch die *Landshut* entführt worden. Also habe ich mich entschlossen: Jetzt kann uns nur noch das Bundesverfassungsgericht helfen.

Das haben Sie per Eilantrag angerufen. Es sollte anordnen, Ihren Vater auFrageutauschen. Doch Ihr Antrag wurde abgelehnt.

Schmidt: Wenn ich mich an Ihre Stelle denke, müssen Sie verzweifelt gewesen sein.

Schleyer: Es war eine Möglichkeit, meinen Beitrag zu leisten.

Schmidt: Ein letzter Versuch.

Schleyer: Ein letzter, verzweifelter Versuch. Nach dem Urteil des Verfassungsgerichts bin ich in ein großes Loch gefallen. Ich will keine Urteilsschelte betreiben, aber das Urteil hat einen entscheidenden Bruch: Es führt zu Recht aus, dass die wichtigste Aufgabe des Staates darin besteht, das höchste Gute des Bürgers, nämlich sein Leben, zu schützen - gerade wenn es gefährdet ist. Der Bruch ist, dass man das zwar einfordert, aber dann zurückweicht gegenüber einer politischen Entscheidung, die zu akzeptieren ist.

Schmidt: Wir haben, noch während die Richter berieten, unterstellt, dass sich die Bundesregierung mit ihrer politischen Auffassung, nicht auFrageutauschen, vor Gericht durchsetzen wird.

Haben Sie als Jurist nach diesem Urteil das Vertrauen in den Rechtsstaat verloren?

Schleyer: Nein. Ein Gericht kann sich eben nicht an die Stelle der Regierung setzen. Irgendwie war das zu erwarten. Ich bin trotzdem froh, dass ich es wenigstens versucht habe.

Schmidt: Wir waren übrigens zuversichtlich, dass wir Ihren Vater finden und befreien könnten. Das ging ja über Wochen. Es war eine doppelte Aufgabe: Erstens das Versteck aufzuspüren und zweitens die Bewacher zu überwältigen, ohne dass dem Mann etwas passierte.

Wann war Ihnen, Herr Schmidt, klar, dass es keine Hoffnung mehr gibt, Herrn Schleyers Vater zu retten?

Schmidt: Von dem Augenblick an, als das Flugzeug entführt worden war, waren die 87 Personen an Bord wichtiger als die eine Person.

Schleyer: Das hat die ganze Situation in eine neue Dimension gerückt. Ich habe die Eskalation spüren können. Sich auf die Landshut zu konzentrieren, Herr Schmidt, war aus

Ihrer Sicht verständlich. Mir zeigte es: Das Schicksal meines Vaters war nicht mehr oberste Priorität Ihrer Regierung.

Haben Sie nicht gehofft, dass die Bundesregierung den Forderungen der Entführer nachgeben würde, weil der Einsatz an Menschenleben nun noch höher war?

Schleyer: Gehofft, vielleicht. Ich hatte ja nichts mehr in der Hand. Ich habe damals mit vielen gesprochen, mit Ihnen, Herr Schmidt, mit Kohl, mit Vogel, mit Strauß. Der Anruf von Herrn Vogel war in diesen Wochen ein tägliches Ritual: »Ich kann Ihnen leider nichts Neues sagen. Wir tun alles.« Das Ergebnis war immer das gleiche: Wir sind noch keinen Schritt weitergekommen.

Schmidt: Dazwischen gab es die ständigen Sitzungen des Krisenstabes, wo es beträchtliche Meinungsverschiedenheiten gab in Bezug auf Vorschläge, die Franz Josef Strauß gemacht hatte. Es waren erstaunliche Vorschläge.

Strauß soll vorgeschlagen haben, RAF-Häftlinge zu erschießen.

Schmidt: Ich will das nicht bestätigen. Der Mann ist tot und kann sich nicht mehr wehren.

Sie haben damals in einem Brief an den französischen Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing geklagt, dass Sie von allen Seiten bedrängt würden, Erschießungen vorzunehmen. War Strauß nicht der Einzige, der solche Vorschläge machte?

Schmidt: Ich will mich dazu nicht äußern.

Schleyer: Es zeigt die Dramatik dieser sechs Wochen.

Schmidt: Es gab nicht nur diese Vorschläge. Helmut Kohl hat damals angeboten, sich als Geisel austauschen zu lassen.

Tatsächlich? Ein sehr ehrenhaftes Ansinnen, oder?

Schmidt: Nicht ehrenhaft, es war verrückt. Die Idee, sich als Geisel gegen Hanns-Martin Schleyer austauschen zu lassen, war eine Schnapsidee.

Herr Schleyer, nach der glücklichen Befreiung der *Landshut* hat die Welt gejubelt. Ihre Familie musste sich hingegen sehr einsam gefühlt haben.

Schleyer: Es kam alles zusammen: Die Ablehnung meines Antrags beim Bundesverfassungsgericht, die Erkenntnis, dass mein Vater sterben würde, sollte es nicht

gelingen, ihn zu finden. Uns blieb nur noch abzuwarten. An jenem Abend haben wir in der Familie wenig geredet. Vielleicht weil keiner den anderen mit seiner Verzweiflung noch weiter hinunterziehen wollte.

Schmidt: Haben Sie mitbekommen, dass ich später in einer Rede davon sprach, eine Mitschuld am Tode Ihres Vaters empfunden zu haben?

Schleyer: Ja, das habe ich. Das hat mir Respekt abgenötigt, ein Trost war es nicht.

Herr Schmidt, Sie haben damals Ihren Krisenstab angewiesen, auch »exotische Vorschläge« zu diskutieren. Gehörte Folter dazu?

Schmidt: Ich will mich dazu nicht äußern.

Schleyer: Ich habe an solche Dinge nicht gedacht und hätte sie auch nicht als realistisch empfunden. Das galt für Vorschläge, Häftlinge zu erschießen, und andere Dinge. Ich glaubte einfach nicht daran, dass man über die einsitzenden Terroristen etwas erreichen kann. Von daher waren das für mich keine Optionen.

Schmidt: Weder für Sie noch für mich.

Können Sie beide sich noch an Ihre erste Begegnung nach dem Tod von Hanns-Martin Schleyer erinnern?

Schmidt: Nein.

Schleyer: Ich aber. Es war ein Abend der Auslandspresse in Bonn, das muss im Jahr 1978 gewesen sein. Sie waren Ehrengast, ich saß an einem anderen Tisch. Dann kam einer Ihrer Mitarbeiter auf mich zu und bat mich, an Ihrem Tisch Platz zu nehmen.

Schmidt: Das habe ich total vergessen.

Schleyer: Sie werden es wahrscheinlich auch deshalb vergessen haben, weil wir beide nach wie vor in einem Zustand der Sprachlosigkeit waren. Sie haben nichts gesagt. Ich habe nichts gesagt.

Schmidt: Das kann nicht stimmen, sonst hätte ich Sie ja nicht an meinen Tisch gebeten. Ich muss irgendwas gewollt haben.

Schleyer: Ich habe das einfach als eine persönliche Geste empfunden.

Schmidt: Denkbar. Ich hatte wohl das Gefühl: Du kannst doch nicht so tun, als ob du den Mann nicht kennst und nicht kennen willst. Es muss eine Geste gewesen sein, die..., die versucht hat, eine Brücke zu schlagen. Aber die Brücke kam nicht zustande.

Schleyer: Auch ich habe mich schwergetan, diese Brücke zu schlagen. Es gab übrigens auch mit Helmut Kohl eine ganz lange Phase der Sprachlosigkeit. Das war vielleicht noch verständlicher, denn Kohl war der Familie enger verbunden als Sie. Er war viele Jahre lang mit meinem Vater befreundet. Von daher war für mich natürlich seine Entscheidung, zu der er sich immer bekannt hat, noch unverständlicher. Auch er hat uns geschrieben, wie schwer es ihm viele Jahre lang gefallen ist, mit der Familie Schleyer - meiner Mutter vor allem, aber auch den Kindern - über seine damalige Entscheidung zu reden.

Herr Schleyer, was hat Sie dazu bewogen, Herrn Schmidt Anfang dieses Jahres den Hanns-Martin-Schleyer-Preis zu verleihen?

Schleyer: Ich habe gemerkt, wie sehr Sie der Tod meines Vaters über die Jahre und Jahrzehnte umtreibt. Das war für mich authentisch. Solange meine Mutter gelebt hat, wäre der Preis unmöglich gewesen. Sie war die Ehefrau. Sie war am stärksten und unmittelbarsten betroffen. Bei jedem Film über die RAF, bei jedem Jahrestag oder wenn wieder eine Begnadigung diskutiert wurde, ist sie an ihren Verlust erinnert worden. Das Leben war für Sie sehr schwer geworden, sie war ja schon über sechzig, als ihr Mann ermordet wurde. Wir, die Kinder, hatten unser Leben noch vor uns.

Schmidt: Das Verhalten Ihrer Mutter war in meinen Augen völlig in Ordnung.

Schleyer: Für mich war wichtig, dass meine Familie die Verleihung des Schleyer-Preises an Helmut Schmidt mitträgt. Das war zunächst nicht allen meiner drei Brüder sofort verständlich, die Frage hat sich gestellt: warum? Ich glaube, ich konnte sie gut begründen.

Wie haben Sie sie überzeugt?

Schleyer: Die Gesellschaft hat die Entscheidung der Regierung damals mitgetragen, vor allem aber ist sie nach dem Deutschen Herbst ein Stück zusammengerückt. Vielen von denen, die klammheimlich Sympathie für den Terror gehabt haben, ist deutlich geworden, dass man eine Gesellschaft nicht mit Gewalt verändern kann. All das hat mir, hat uns

zumindest das Gefühl gegeben, dass der Tod unseres Vaters nicht ganz sinnlos gewesen ist. Der Preis ist also auch eine Geste der Versöhnung an Sie.

Schmidt: Eine Geste, die ich voller Überraschung, aber ohne zu zögern akzeptiert habe.

Akzeptiert? Mehr nicht?

Schmidt: Ich habe diese Geste so aufgefasst, wie sie gemeint war.

Hat Sie diese Geste nicht bewegt?

Schmidt: (*überlegt lange*) Es hat an den zugrundeliegenden Tatsachen nichts geändert, kann daran auch nichts ändern. Aber es hat mich schon sehr erleichtert, nicht mit dem Bewusstsein weiterleben zu müssen, dass die Familie Schleyer mir die damaligen Entscheidungen übelnimmt. Wir waren in einer anderen Lage als die Familie. Wir waren von Erwägungen abhängig, die für die Familie Schleyer nebensächlich waren.

Schleyer: Der Preis ist unser Zeichen der Akzeptanz und des Respekts vor Ihrer Entscheidung. Ich persönlich habe immer gespürt, wie schwer Ihnen diese Entscheidung gefallen sein muss, wie schwer die Mitschuld auf Ihnen lastete. Und wie der Deutsche Herbst zu einer Zäsur in unserer Gesellschaft wurde.

Schmidt: Es hat nicht nur zu einer Veränderung in der Gesellschaft geführt, sondern auch zu einer Veränderung in der Psyche der Verbrecher. Es hat hinterher keinerlei Versuche der Geiselnahme mehr gegeben. Nur noch reinen Mord. Auf der ganzen Welt gibt es auch heute noch Geiselnahmen, aber es gibt keine Geiselnahmen mehr von deutschen Terroristen.

Schleyer: Es hat die Linksterroristen in die gesellschaftliche Isolation geführt. Es begann der Prozess, der viele Jahre später zur Selbstaflösung der RAF geführt hat.

Schmidt: Sie müssen wissen, dass ich Ihren Vater ausgesprochen geschätzt habe. Ich habe ihn gut gekannt. Er war für mich eine Erholung. Im BDI herrschte davor ja die Meinung, dass Sozialdemokraten an der Regierung ein Übel sind. Ich wurde als »übler roter Bruder« beschimpft.

Schleyer: Für mich war wichtig, Herr Schmidt, wie würdigend Sie nach seinem Tod über ihn gesprochen haben, denn es wäre für mich völlig unerträglich gewesen, wenn sich das Zerrbild eines Kapitalisten festgesetzt hätte. Es hätte ein Stück weit als Legitimation

seiner Ermordung verwendet werden können.

Schmidt: Ihr Vater suchte den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit, das habe ich alsbald gesehen.

Am Tag nach dem Tod von Hanns-Martin Schleyer haben Sie, Herr Schmidt, einen Kondolenzbrief an seine Witwe geschrieben. Haben Sie danach Kontakt zur Familie gehalten?

Schmidt: Das weiß ich nicht mehr. Das würde mich wundern.

Schleyer: Einen Briefwechsel zwischen Ihnen beiden gab es nicht, aber es gab sicherlich zu den Jahrestagen einen Brief von Ihnen, in dem stand, dass Sie in dieser Stunde an unsere Familie denken und sich darüber bewusst sind, was die Familie mitgemacht hat.

Schmidt: Richtig. Ich mag zwei oder drei solche Briefe geschrieben haben. Die Familie sollte wissen, dass ich mich mitschuldig fühle. Übrigens ich nicht allein. Ebenso Genscher, ebenso Kohl, ebenso Strauß und ebenso Herold, der damalige Chef des Bundeskriminalamts.

Schleyer: Ich möchte Ihnen noch eine Frage stellen, die mich damals sehr beschäftigt hat: Hätte man nicht vordergründig auf die Forderungen der Terroristen eingehen können? Also austauschen und die ausgetauschten Terroristen in Mogadischu nachher wieder festsetzen können?

Schmidt: Das war für mich keine Option. Die deutschen Terroristen, die Schleyer entführt hatten, und der verrückte Anführer des besetzten Flugzeuges in Mogadischu hatten übrigens keine wirkliche Verbindung miteinander.

Schleyer: Aber die haben die Entführung als zusätzliches Druckmittel benutzt, es gab schon eine enge Absprache zwischen den unterschiedlichen Gruppen.

Schmidt: Kann sein, ich weiß es nicht mehr.

Herr Schmidt, würden Sie im Rückblick wieder genauso handeln?

Schmidt: Ich würde wahrscheinlich genauso handeln.

Herr Schleyer, von Ihnen stammt der Satz: Ist ein Staat nicht stärker, wenn er human handelt? Gilt dieser Satz heute noch für Sie?

Schleyer: Ja. Das ist damals wie heute meine tiefste Überzeugung. Lassen Sie mich Ihnen eine Geschichte erzählen: Ich war Chef der Staatskanzlei von Rheinland-Pfalz unter Bernhard Vogel in den Achtzigerjahren und hatte die Begnadigungsvorgänge von RAF-Terroristen zu bearbeiten. Strauß drängte mich in einem Telefonat, es dürfe auf keinen Fall zu einer Begnadigung der Terroristen kommen. Meine Antwort war: Wenn wir so handeln, wirft uns das in der Auseinandersetzung mit dem Terrorismus wieder einen Schritt zurück. Wir würden denen einen Märtyrerstatus zubilligen. Die Größe des Rechtsstaates zeigt sich doch darin, dass man keinen Unterschied macht zwischen Mördern und Terroristen. Deshalb kann ich auch heute sagen: Der Staat, der das Leben von Bürgern in den Mittelpunkt seiner Entscheidungen stellt, das ist der Staat, der lebenswert ist.

Schmidt: Mir kamen alle diese Begnadigungen durch Roman Herzog und Johannes Rau ein paar Jahre zu früh, gemessen an anderen Mördern.

Schleyer: Ich glaube, die deutsche Gesellschaft war stark genug, mit dem Phänomen des Terrorismus fertigzuwerden. Auch wenn Sie meinen Vater ausgetauscht hätten. Damit hätten wir letztlich das erreicht, was auch das Prinzip Ihres Handelns gewesen ist, Herr Schmidt: das Land, die Menschen vor Gewalttaten auf Dauer zu bewahren. Das ist der Unterschied zwischen uns gewesen.

Schmidt: Dagegen spricht die Tatsache, dass anschließend eine Reihe von RAF-Morden stattgefunden haben: von Braunmühl, Herrhausen, Rohwedder ...

Schleyer: Sehen Sie! Obwohl der Staat 1977 gehandelt hat, wie er gehandelt hat, konnte er weitere Gewalttaten nicht verhindern.

Schmidt: Ja, das konnte er nicht verhindern. Kein Staat der Welt kann Gewalttaten verhindern. Er kann sie nur ahnden.

Schleyer: Ich glaube, dass unser Staat nicht schwächer, sondern stärker geworden wäre, wenn er 1977 anders gehandelt und den Forderungen der Terroristen nachgegeben hätte.

Schmidt: Ihr Standpunkt, Herrn Schleyer, ist für mich sehr sympathisch, aber ich kann ihn nicht teilen.

Niemand weiß, wer Ihren Vater umgebracht hat, Herr Schleyer. Ist das eine Belastung für Sie?

Schleyer: Nein, das ist vielleicht auch eine Art der Bewältigung. Mich hat nie interessiert, wer nun tatsächlich derjenige gewesen ist, der geschossen hat. Das bringt meinen Vater nicht zurück und würde mir auch nicht helfen, das Geschehen von damals besser zu verarbeiten.

Machen Sie sich Vorwürfe, dass Sie die Freilassung Ihres Vaters nicht erreichen konnten?

Schleyer: Natürlich hat mich das belastet. Ich hatte alles getan, was in meiner Macht stand. Und doch konnte ich ihn nicht retten.

Schmidt: Ich habe fast alle in der Öffentlichkeit stehenden Opfer gut gekannt und geschätzt. Ich habe Schleyer gut gekannt und geschätzt. Ich habe Ponto geschätzt, ich habe Herrhausen geschätzt. Das sind alles auch persönliche Verluste für mich.

„Ich bin ein einfach zu beobachtendes Kind“

War die Kanzlerin eigentlich auch mal jung? Und was weiß sie vom Leben junger Menschen? Angela Merkel im großen NEON-Interview.

Von Sascha Chaimowicz und Patrick Bauer, NEON, 1. September 2013

Draußen tobt die Debatte um Edward Snowdens NSA-Enthüllungen, im siebten Stock des Kanzleramts ist es still. Kein Gewusel, nur zwei Damen in Merkels Vorzimmer und der Regierungssprecher Steffen Seibert. In ihrem Büro schenkt die Kanzlerin den Kaffee persönlich ein: Milch, Zucker?

Stellt man ihr die falsche Frage, wechselt sie vom typisch abstrakten und oft aussagefreien Merkel- Deutsch in einen erstaunlich direkten Genervtheitsmodus. Dieses Jetzt-passt-mal-auf-Umgangsdeutsch hält sie in der Öffentlichkeit gut zurück. Sie behält die Uhr im Blick und weist darauf hin, wie viel Interviewzeit noch bleibt. Insgesamt haben wir vierzig Minuten.

Frau Bundeskanzlerin, wir sind beide Ende zwanzig. Wann haben Sie sich das letzte Mal mit einem jungen Erwachsenen ausführlich unterhalten?

Das geschieht ziemlich oft. Vor Kurzem erst mit jungen europäischen Gewerkschaftern, mit einem jungen Ingenieur bei einem Betriebsbesuch, im Wahlkreis sowieso - oder bei einer der vielen Gesprächsrunden hier, es kommen ja nicht nur Menschen über fünfzig im Kanzleramt vorbei.

Die Kinder Ihres Mannes sind beide Anfang dreißig. Gibt es etwas, das Sie an denen erstaunt?

Schon die beiden sind sehr unterschiedlich, vor allzu pauschalen Aussagen über diese Generation hüte ich mich also. Mir scheint, bei vielen in Ihrer Altersklasse hat sich die

Einstellung zum Beispiel zum Eigentum dahin gehend verändert: dass sie nicht mehr unbedingt alles besitzen wollen, sondern es ihnen schon reicht, es nutzen zu können - also kein eigenes Auto, dafür Carsharing. Ich habe auch den Eindruck, dass junge Erwachsene durchaus einiges an Druck empfinden, denn etwa die Gewissheit, beruflich irgendwo anzufangen und dort dann auch zu bleiben, ist so nicht mehr selbstverständlich. Also fragen sie sich, wie oft sie sich verändern müssen, wie flexibel sie sein sollten und wie sie das mit ihren privaten Wünschen und Bedürfnissen unter einen Hut bringen können. Berufswünsche, Partnerschaft, Familienwunsch - das alles heutzutage miteinander zu verbinden, ist schwieriger geworden. Der Druck, der daraus entstehen kann, ist nicht zu unterschätzen.

Der Arbeitsalltag vieler junger Menschen nähert sich dem der Bundeskanzlerin an: Man muss ständig erreichbar sein. Ein Profitipp von Ihnen: Wie schafft man sich dennoch Freiräume?

Die meisten haben sich zwar längst daran gewöhnt, unentwegt auf ihr Handy zu gucken. Trotzdem denke ich, dass es für Arbeitnehmer ein Recht auf Stunden geben muss, in denen sie ganz einfach nicht verfügbar sind. Für eine Bundeskanzlerin kann das natürlich nicht gelten.

Wie oft gucken Sie aufs Handy?

Häufig. Aber grundsätzlich nicht, wenn ich mich mit jemandem unterhalte.

Wenn Sie zurückdenken: Was war die 20-Jährige Angela Merkel für ein Mensch?

Ich bin ja auf dem Lande aufgewachsen, in der Uckermark, und hatte dort auch eine sehr glückliche Kindheit, aber als ich mit achtzehn Abitur gemacht hatte, wollte ich erst einmal in eine größere Stadt. Ich bin also zum Studieren nach Leipzig gegangen. Ich war ein neugieriger Mensch, wollte andere Länder kennenlernen. Für DDR-Bürger war die Reiserichtung natürlich im Wesentlichen vorgegeben: Ost-Südost. Dennoch: Bulgarien, Rumänien, Ungarn, Polen, Prag, Bratislava, das waren durchaus schon interessante Reiseziele und schöne Erlebnisse.

Fühlten Sie sich trotz der Grenzen frei, als Sie nach Leipzig zogen?

Frei insofern, als ich den gewohnten Raum des Elternhauses verließ. Wir haben zum Beispiel zu Hause immer um achtzehn Uhr zu Abend gegessen. Dazu läuteten immer die Glocken, wir wohnten ja in einer kirchlichen Einrichtung. Als ich in Leipzig um sechs die Glocken läuten hörte und dann zu Abend essen konnte, wann immer ich wollte und nicht mehr um sechs, fühlte sich das auf jeden Fall schon nach etwas Freiheit an.

Was war das Unvernünftigste, das Sie in dieser Zeit getan haben?

Zu viel Kirschwein getrunken. Da tritt die alkoholische Wirkung noch schneller ein als bei normalem Rotwein, das habe ich unterschätzt.

Wenn Sie zehn Jahre weiterdenken: Welches Lebensgefühl hat Sie bestimmt, als Sie dreißig waren?

Das war 1984, da war ich schon eine Weile berufstätig. Der Übergang vom Studium in die Berufstätigkeit war mir nicht leicht gefallen, diese Unvermeidlichkeit, jeden Tag zu einer bestimmten Uhrzeit zur Arbeit gehen zu müssen. Die politischen Umstände in der DDR haben mich damals bedrückt. Für mich als Wissenschaftlerin war ja klar, dass ich nie für längere Zeit ins westliche Ausland fahren oder an einem richtig guten Computer arbeiten konnte.

Wann saßen Sie zum ersten Mal an einem Computer?

Das muss Ende der Siebzigerjahre gewesen sein. Es waren Maschinen mit sehr kleinen Speichern und langsamen Prozessoren. Später in den Achtzigern saß ich immer an recht merkwürdigen IBM-Nachbauten.

Frau Bundeskanzlerin, wissen Sie, was ein Browser ist?

Natürlich. Warum?

Sie ernteten kürzlich viel Häme, weil Sie das Internet als »Neuland« bezeichneten.

Die immer neuen rechtspolitischen Fragen, die sich uns in der digitalen Welt des Internets stellen, sind Neuland. Nehmen Sie das Urheberrecht, bei dem wir uns mit einer Neufassung sehr schwertun. Noch haben wir keine Einigkeit darüber hergestellt, wie wir Künstler und Kreative in einer Zeit, in der gerade viele junge Menschen glauben, alles umsonst bekommen zu können, gerecht entlohnen. Oder nehmen Sie nur alle Fragen zum

Datenschutz und zum Schutz der Privatsphäre: rechtspolitisch eine Herausforderung wie nur wenige andere Themen.

Zurück zur jungen Angela Merkel. Was Sie erzählen, klingt sehr strebsam. Waren Sie jemals richtig faul?

An Wochenenden schon mal, aber über längere Strecken richtig faul - nein. Damals war es auch nach dem Abitur nicht üblich, erst einmal ein Jahr freizunehmen, etwas auszuprobieren oder um die Welt zu reisen, was ja gar nicht möglich war.

Wann haben Sie sich denn erwachsen gefühlt?

Als ich mein Elternhaus verlassen habe. Der achtzehnte Geburtstag war für mein Leben eine wichtige Marke.

Interessant, denn heute fühlen sich Menschen immer später erwachsen. Woran mag das liegen?

Es ist ja nichts Neues, dass man sich selbst in meinem Alter innerlich immer jünger fühlt, als man aussieht oder wahrgenommen wird.

Wie alt fühlen Sie sich?

Gar nicht alt. Und dennoch möchte ich nicht wieder jünger sein.

Wenn Sie mit Ihrer Mutter sprechen: Fühlen Sie sich dann noch als Kind?

Man bleibt immer Kind, solange die Eltern leben. Aber sie sagt mir nicht mehr, was ich zu tun habe. Heute bin ich es, die sich umgekehrt auch ein wenig um meine Mutter kümmert. Mein Vater ist vor knapp zwei Jahren gestorben. Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl, als wir Geschwister es in den Sommerferien zum ersten Mal schafften, unseren im Wasser stehenden Vater umzuwerfen. Auf einmal ging das. Da merkte ich: Jetzt nehmen unsere körperlichen Kräfte zu und die des Vaters **langsam ab**.

Kommt es vor, dass Ihre Mutter sagt: Ich hab dich gestern in der »Tagesschau« gesehen, zieh dir was Wärmeres an?

Sie sagt manchmal: Du sahst müde aus. Ich bin für meine Mutter ein einfach zu beobachtendes Kind. Es wird ja regelmäßig darüber berichtet, wo ich gerade bin.

Laut einer aktuellen Umfrage glauben nur vierzehn Prozent der unter Dreißigjährigen, dass sich die CDU besonders für die Belange junger Menschen einsetzt. Gleichzeitig würden 24 Prozent Ihre Partei wählen. Kann es sein, dass es außer Angela Merkel eigentlich keinen Grund gibt, die CDU zu wählen?

Weder legen die Zahlen das nahe, noch kann ich das bestätigen. Ich würde jungen Menschen immer raten, in der Politik gleichermaßen auf die Personen und auf die Inhalte zu achten.

Was ist cool an der CDU?

Mir gefällt, dass wir uns unideologisch, aber auf der Grundlage von Werten und Überzeugungen um die Probleme der Menschen kümmern.

Ist die Flexibilität der CDU nicht auch ein Problem? Unter Ihnen hat sich Ihre Partei in einigen Positionen der SPD oder den Grünen angenähert. Plötzlich waren auch Sie für den Atomausstieg. Plötzlich waren Sie auch für einen gesetzlichen Mindestlohn. Jetzt sind Sie plötzlich auch für eine Mietpreisbremse. Wenn es immer weniger Unterschiede zwischen den Parteien gibt, zählt vielleicht die Sympathie für einzelne Politiker mehr.

Ich sehe deutliche Unterschiede zwischen den Parteien. Fragen Sie sich einfach, wer für Ihre Zukunft die bessere Politik macht. Beispiel Bildung: Bei den Ergebnissen der PISA-Studien liegen unionsgeführte Bundesländer regelmäßig vorne.

Trotzdem: Einer NEON-Umfrage zufolge sagen 75 Prozent der 18- bis 35-Jährigen, dass es keine Beleidigung für sie sei, wenn man sie als unpolitisch bezeichnet.

Ich glaube diese Behauptung von der unpolitischen Generation nicht. Vielleicht ist Parteiarbeit für viele nicht so attraktiv, aber für Projekte, von denen sie überzeugt sind, Menschenrechte, Umweltschutz etwa, setzen sich viele doch mit ganzem Herzen ein. Ich bin so vielen jungen Menschen begegnet, die bei der Flutkatastrophe mit angepackt und selbstlos anderen geholfen haben. Nein, ich sehe eine große Bereitschaft, sich zu engagieren.

Lieber bei fünfzig Prozent Wahlbeteiligung gewinnen oder bei achtzig Prozent Wahlbeteiligung verlieren?

Bei achtzig Prozent gewinnen.

Frau Bundeskanzlerin, werden wir noch mal konkret. Wir sitzen abends am WG-Küchentisch, und Sie müssen uns in aller Kürze einige Entscheidungen erklären, die wir einfach nicht verstehen.

Na dann los.

Warum ist es richtig, dass die Bundesrepublik Waffen an Saudi-Arabien liefert?

Was wem geliefert werden darf, muss von Fall zu Fall entschieden werden, es gibt keine Blankoerlaubnis. In Ihrem Fall Saudi-Arabien wäre zu bedenken, dass wir mit dem Land gegen den islamistischen Terrorismus zusammenarbeiten. Gleichzeitig wäre die Lage der Menschenrechte zu beachten. Rüstungsexportentscheidungen wägen nach strengen Richtlinien verschiedene Gesichtspunkte ab.

Was spricht gegen eine Vermögenssteuer?

Dass man Menschen, die schon Steuern gezahlt haben, dadurch noch mal besteuert, nur weil sie erfolgreich waren.

Warum darf es keine Obergrenze für Managergehälter geben?

Diejenigen, die ein Unternehmen besitzen oder in ihm Verantwortung tragen, also der Aufsichtsrat und die Aktionäre, sollen entscheiden, wie hoch die Entlohnung der Manager sein sollte. Fest steht aber, dass manche Gehälter für niemanden mehr nachvollziehbar sind.

Wieso haben Sie gerade verhindert, dass die EU strenge Kohlendioxid-Grenzwerte für Autos beschließt?

Ich bin sehr für strenge CO₂-Grenzwerte. Die Autohersteller müssen sie umsetzen können. Was ich nicht will, ist, dass man wegen der Grenzwerte in Deutschland keine großen Autos mehr bauen kann und wir so in Deutschland tausende von Arbeitsplätzen aufs Spiel setzen.

Sie reden oft von der Generationengerechtigkeit und meinen damit vor allem, den nachfolgenden Generationen nicht zu viele Schulden zu hinterlassen. Aber der Schutz der Umwelt ist doch für nachfolgende Generationen mindestens genauso wichtig. Waren im Fall der Kohlendioxid-Grenzwerte die Interessen der Autoindustrie wichtiger als unsere Interessen?

Nein. Es gibt sogar gute Beispiele dafür, wie aufgrund strenger Umweltrichtlinien Arbeitsplätze entstehen können - Kreislaufwirtschaft, Recycling, Abwasserreinigung. Im Interesse der Menschen müssen wir immer wieder die Notwendigkeiten einer funktionierenden Wirtschaft und den Umwelt- oder Klimaschutz zusammenbringen.

Wie viele Tage hätten Sie als junge Frau in einem Occupycamp verbracht?

Keinen einzigen.

Dass sich Frauen für den politischen Protest ausziehen: gut oder schlecht?

Wir haben Demonstrationsfreiheit, auch die Wahl der Mittel ist frei, solange sie friedlich sind.

Wann haben Sie das erste Mal von Prism gehört, dem Überwachungsprogramm des US-Geheimdienstes NSA?

Über Programme wie Prism habe ich über die aktuelle Presseberichterstattung Kenntnis bekommen.

Ist Edward Snowden ein Held?

Ich maße mir kein Urteil über einen Menschen an, von dem ich nur das eine oder andere gelesen habe. Was wir wissen, ist, dass er für einen amerikanischen Nachrichtendienst arbeitete und sich entschloss, mit Medien zu sprechen und nicht zum Beispiel mit Vertretern des amerikanischen Parlaments, die mit Fragen der amerikanischen Nachrichtendienste befasst sind.

Das glauben Sie wirklich? Dass Snowden eine solche Möglichkeit gehabt hätte?

Ja.

Ein anderes Thema, das unsere Generation bewegt, ist Europa. Und die Eurokrise. Peer Steinbrück sagte im Juni im Bundestag zu Ihnen: »Die hohe Jugendarbeitslosigkeit ist eine direkte Folge der völlig einseitigen Sparpolitik, die Sie hier in Europa betrieben haben!« Was antworten Sie ihm?

Dass er es eigentlich besser weiß. Die von der Krise besonders betroffenen Länder hatten sich in einen Zustand der Verschuldung gebracht, in dem niemand mehr von ihnen eine Staatsanleihe kaufte. Das Problem musste an der Wurzel, also durch konsequenten

Defizitabbau, angepackt werden. Hinzu kommt, dass der zu niedrigen Wettbewerbsfähigkeit einiger Länder nur mit klugen Strukturreformen beizukommen ist. Jedes europäische Land muss sich angesichts der weltweiten Konkurrenz fragen, welche seiner Güter und Waren die Welt kaufen soll. Wenn es nicht genügend leistungsfähige Unternehmen und innovative Produkte zu bieten hat, können keine nachhaltigen Arbeitsplätze entstehen. Fakt ist: Gerade die jungen Menschen in den Krisenländern spüren die konkreten Wirkungen der Sparmaßnahmen.

Wissen Sie, wie viel ein junger Assistenzarzt heute in Griechenland verdient?

Sie werden es mir sagen.

Etwa 1200 Euro brutto. Ist das gerecht?

Wir haben innerhalb Europas sehr große Gehaltsunterschiede.

Man muss allerdings auch die Lebenshaltungskosten und die Steuersysteme mit einberechnen, deshalb ist ein Vergleich schwierig. Mit Sicherheit haben wir in Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ein sehr gutes Gehaltsniveau.

Das Problem in den europäischen Krisenländern ist doch aber, dass die Menschen weniger verdienen als noch vor wenigen Jahren, also dass der Lebensstandard aktuell sinkt. Sollte in dieser Situation ein junger Grieche oder Spanier sein Glück in Deutschland versuchen?

Das Ziel der Politik, auch unserer europäischen Hilfsprogramme, ist, dass in Spanien oder Griechenland die Bedingungen entstehen, unter denen die Menschen dort eine gute Zukunft haben können. Wenn sich in der Zwischenzeit junge Menschen entschließen, anderswo eine Ausbildung oder berufliche Chance zu suchen, dann sind sie willkommen. Ich bin ohnehin überzeugt, dass wir in Europa viel mehr berufliche Mobilität brauchen, so wie sie für Studenten jetzt schon selbstverständlich ist.

Sind Sie eigentlich froh, dass Sie nicht auf Bachelor und Master studieren mussten?

Ich bin mit meinem Diplom zufrieden. Bachelor und Master wurden eingeführt, damit die Abschlüsse international besser vergleichbar sind. Es muss aber sichergestellt sein, dass sie auch überall anerkannt werden.

Eine häufige Klage von Studenten lautet: Das Universitätssystem ist deutlich verschulter geworden. Ist das überhaupt im Sinne der Wissenschaft, für die Sie und Ihr Mann ja auch stehen?

Mein Studium war sehr wissenschaftlich und dennoch mindestens genauso strukturiert wie ein heutiges Bachelor- oder Masterstudium. Bei meinem Studienfach war es so, dass Sie erst die Mathematik begreifen mussten, bevor Sie die Physik verstehen konnten. Bei allen möglichen Defiziten an der praktischen Umsetzung ist der Ansatz der Bachelor- und Masterstudiengänge richtig. Gerade wenn heute so viele Studenten das Erasmus-Programm nutzen, brauchen sie international kompatible Studiengänge.

Wenn Sie heute noch einmal Studentin wären und die Wahl hätten: In welchem Land würden Sie einen Erasmus- Aufenthalt machen?

Weil ich Englisch kann und leider kein Französisch, würde ich in Europa wahrscheinlich nach Skandinavien oder Großbritannien gehen. Wenn ich Spanisch könnte, würde mich auch Spanien sehr reizen.

Was Sie genauso wie viele junge Menschen bewegt, die oft unterwegs sind, ist sicher die Frage: Wie bleibt man mit seinem Partner über die Distanz in Kontakt? Skypen Sie auf Dienstreisen mit Ihrem Mann?

Nein. Telefonieren reicht uns. Außerdem haben wir das Glück, dass Berlin nicht nur unser Arbeitsort ist, sondern immer schon unser Zuhause.

Sagt Ihr Mann manchmal: Du arbeitest zu viel?

Mein Mann arbeitet selber sehr viel. Und sehr gerne.

Sie haben mit 23 das erste Mal geheiratet. Glaubten Sie damals an die ewige Liebe?

Ja.

Heute auch noch?

Ja.

Der wichtigste Tipp für eine Beziehung?

Sich ausreichend Freiheit gönnen, gegenseitig Toleranz üben.

Peer Steinbrück hat uns neulich erzählt, er gucke begeistert die HBO-Serie »The Sopranos«. Welche Serie ist Ihrer Meinung nach die aktuell beste?

Ich habe mich dafür noch nicht interessiert, deswegen kann ich das nicht beurteilen. Was ich mir gerne mal anschauen würde, ist die US-Politserie »The West Wing«. Ansonsten bin ich konservativ und erfreue mich sonntags manchmal an »Inspector Barnaby«.

Sie haben kürzlich in einem Interview mit der »Brigitte« erklärt, wie es zu Ihrer typischen Handhaltung kam: Irgendwo müssten die Hände ja hin, und Sie würden Symmetrie mögen. Passiert es manchmal, dass Sie auf dem Sofa sitzen und unabsichtlich die Hände zur »Merkel- Raute« formen?

Nein, das ist eine ausgesprochene Stehhaltung, keine Sitzhaltung.

Wäre die Welt besser, wenn nur noch Frauen regieren würden?

Nein. Die Welt ist dann am besten, wenn Vielfalt herrscht.

Wurden Sie während Ihres Berufslebens schon einmal sexuell belästigt?

Nein.

Böse Sprüche gehört?

Ja, gelegentlich. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr.

Kennen Sie als Kanzlerin das Gefühl der Überforderung?

Nein, aber es gibt natürlich Aufgaben, die man nicht auf Anhieb überblicken kann. Das Geheimnis ist, große Aufgaben in viele kleine Aufgaben zu zerlegen und sich jeder einzelnen Schritt für Schritt zu nähern.

Müssen Sie sich bei jemandem entschuldigen?

Nein, ich glaube nicht.

Zu Beginn Ihrer Kanzlerschaft sagten Sie, Sie hätten die Hoffnung, am Ende Ihrer Amtszeit noch genug Freunde zu haben. Wird das was?

Es sieht gut aus, aber es ist natürlich noch zu früh, das wirklich zu wissen.

Haben Sie im Kanzleramt schon mal gebetet?

Ich hatte hier schon Gäste, die mit mir ein kleines Gebet gesprochen haben. Ich persönlich bete zu Hause. Oder in der Kirche.

Können Sie ein Lied auswendig?

Sicher! »Die Gedanken sind frei«, »Es ist ein Ros entsprungen«, »Am Brunnen vor dem Tore«, »Weißt du, wo die Sternlein stehen«, »Der Mond ist aufgegangen«. Jeder sollte ein paar Lieder auswendig kennen.

Singen ist etwas sehr Schönes und Verbindendes. Ich finde es im Ausland immer etwas peinlich, wenn die Menschen dort mehrstrophige Lieder singen können, und die Deutschen kommen kaum über die ersten Zeilen hinaus.

Nutzen Sie Ihr iPad zum Musikhören?

Ja. Aber zum Fotografieren zum Beispiel nutze ich es nicht.

Frau Bundeskanzlerin, was würden Sie der 18-jährigen Angela Merkel, die gerade nach Leipzig gezogen ist und ab und an zu viel Kirschwein trinkt, aus heutiger Sicht raten, wenn Sie Ihr begegnen würden?

Bleib so, wie du bist. Erkunde die Welt. So, meine Herren, ich muss jetzt wirklich zum Flughafen.

Denken Sie sich bei all dem Stress eigentlich manchmal:

Puh, jetzt 'ne Kippe?

Nein. Ich habe vor vielen Jahren mit dem Rauchen aufgehört. Ich war zuvor oft erkältet gewesen, seitdem habe ich einfach keine Lust mehr aufs Rauchen.

»Ich fände es seltsam, wenn mein Vater eine Freundin hätte«

2013 soll sich das Adoptionsrecht für homosexuelle Paare ändern. Endlich. Aber wie lebt es sich eigentlich als Kind einer ungewöhnlichen Beziehung? Eine Art Familientreffen.

Von Max Fellmann, Kerstin Greiner und Claudio Musotto, SZ Magazin, 11.01.2013

Fünf junge Menschen zwischen 14 und 21, aus Berlin und Düsseldorf, aus Marburg, dem Westerwald und Schwäbisch Gmünd. Sie kennen sich nicht, treffen an diesem Tag zum ersten Mal aufeinander. Wir wollen mit ihnen über das sprechen, was sie eint: über ihre Familien. Sie alle sind anders aufgewachsen als Kinder aus klassischen Familien: Ihre Eltern sind lesbisch, schwul oder transgender (vereinfacht gesagt: Sie haben das Geschlecht gewechselt). Mia, Nell, Felix, Malte und Lisa sind in sogenannten Regenbogenfamilien aufgewachsen.

SZ-Magazin: Wann ist euch klar geworden, dass in euren Familien etwas anders ist als bei anderen?

Nell: In der Grundschule. Wenn beim Weihnachtsbazar meine Mutter nicht mit meinem Vater gekommen ist, sondern mit ihrer Freundin. Dann wurde gefragt: Wer ist das denn? Also hab ich erklärt: Meine Eltern sind ein lesbisches und ein schwules Paar, vier Menschen, die zusammen zwei Kinder haben – meine Schwester Mia und mich.

Felix: Ich war auch schon in der Schule, als meine Mutter nach der Trennung von meinem Vater eine Beziehung zu einer Frau anfing. Ihre Freundin ist bald bei uns eingezogen, später haben sie geheiratet, sie waren mit die ersten Lesben, die das in Deutschland gemacht haben. Das alles habe ich auch gern in der Schule erzählt, mit sieben denkt man sich nichts dabei. Ich habe zu meiner Schwimmlehrerin gesagt, dass meine Mutter nackt mit einer Frau im Bett schläft.

Wie hat die Lehrerin reagiert?

Felix: Gut! Heute ist sie die beste Freundin meiner Mütter. Es stellte sich heraus, dass sie auch lesbisch ist.

Wie haben andere Kinder in der Schule reagiert?

Mia: Kinder nehmen das alles total normal auf. Wenn, dann waren es immer die Eltern, die damit ein Problem hatten. Es gab ein Mädchen, das durfte ich deswegen nicht mehr treffen. Die Mutter kam aus Osteuropa und fand Nell und mich keinen guten Umgang.

Malte: Ich habe schon ab und zu doofe Sprüche gehört, weil ich der Sohn von zwei Frauen bin. Aber in der Schule hört man sich doch alles Mögliche an, egal ob man zwei Mütter hat oder eine komische Frisur.

Lisa, bei dir ist alles noch mal anders: Deine Mutter hat eine Geschlechtsumwandlung hinter sich, sie ist heute dein Vater. Wie reagieren Menschen, wenn du das erzählst?

Lisa: In meinem Freundeskreis gibt es zwei Gruppen, die einen kenne ich vom Tanzen, die lachen viel und sind nett. Und dann gibt es welche, die aus einem anderen Viertel kommen, die ständig »krass, Alter« sagen und so. Die machen schon mal komische Sprüche über meinen Vater. Aber viel schlimmer finde ich, dass ich ab und zu die Sprache von denen übernehme. Weil ich die ja jeden Tag höre!

Nell: Ich finde es manchmal traurig, dass wir uns ständig erklären müssen. Erst das macht unsere Familien ja zu was Besonderem.

Wie erklärt ihr anderen den Unterschied zwischen eurer und ihrer Familie?

Lisa: Einem Jungen zum Beispiel sage ich immer, dass er sich vorstellen soll, er würde über Nacht eine Frau – und sich dann nichts sehnlicher als seinen Jungenkörper zurückwünschen. So hat sich mein Vater vor seiner Operation gefühlt. Das kapieren echt viele.

Wie hast du dich gefühlt, als dir deine Mutter gesagt hat, dass sie gern ein Mann sein möchte?

Lisa: Das war voll komisch, ich dachte, dass jetzt komplett alles anders werden würde. Aber weil ich wusste, dass meine Mutter, also mein Vater, sich in seinem Körper gar nicht mehr wohlfühlt, habe ich gesagt: Natürlich, mach. Nach und nach hab ich gemerkt,

dass sein Lächeln wieder stärker wurde. Lukas war richtig glücklich, und das hat mich auch glücklich gemacht.

Du sagst zu deinem Vater Lukas. Wie nennt ihr anderen eure Eltern?

Malte: Ich sage meistens Mama oder Mutter. Wenn man allerdings mit jemand anderem spricht, dann gibt's schnell Durcheinander, weil ich ja beide Mutter nenne. Aber es wäre doof, »meine leibliche Mutter« und »meine nicht-leibliche Mutter« zu sagen. Einen Vater gibt es bei mir ja nicht, ich bin durch einen anonymen Samenspender gezeugt worden.

Felix: Bei mir heißt eine Mutter Sabine und die andere Anne, als Kinder haben wir »Sahne« daraus gemacht. Das rufen wir heute noch oft, damit sind dann beide gemeint.

Malte: Wichtig ist auch die Tonlage: Wenn ich »Mama« ins Haus rufe, dann wissen die, je nachdem, wie ich es betone, wer gemeint ist. Wenn ich eine Erlaubnis brauche oder mit Freunden wegfahren will, dann rufe ich halt so »Mamaaa ...«. Die Richtige hört schon hin – und ich weiß ja, bei wem ich schneller durchkomme.

Felix: Mein Problem ist, dass ich meistens, wenn ich von meinen Eltern rede, vergesse, dass es zwei Mütter sind. Ich sage »Eltern«. Chaotisch wirds, wenn die Frage nach den Berufen kommt. Ich sage, meine Mutter ist Frauenärztin und meine Mutter ist Hebamme. Und alle so: hä?

Wenn ihr über eure Familien sprecht, werdet ihr meistens gefragt: Und wie bist du auf die Welt gekommen?

Mia: Bei uns wollen viele wissen, wo die Gene herkommen. Meine leibliche Mutter und mein leiblicher Vater waren ja ein Paar, bevor sie lesbisch und er schwul wurde. Sieben Jahre nach ihrer Trennung haben sie beschlossen, zusammen Kinder zu bekommen. Für meine Zeugung haben sie sich getroffen, Nell wurde später durch Insemination mit unserem Vater als Samenspender gezeugt.

Wie reagiert man auf blöde Sprüche?

Mia: Das kommt drauf an, ob ich mit einer Antwort tatsächlich irgendwas bewirken kann. Bei manchen Leuten denke ich mir, mit dem hat das sowieso keinen Sinn ...

Malte: Wenn einer zu mir käme mit einem blöden Spruch, wäre ich vermutlich der Letzte, der den Mund aufkriegt, weil dem schon drei meiner Freunde die Meinung gesagt haben.

Mia: Das ist bei uns auch so. Alle unsere Freunde finden unsere schwulen Väter cool. Da käme nie einer mit einem Spruch durch.

Felix: Ich gehe eigentlich immer ganz gern auf Konfrontation. Wenn ich merke, manche Leute könnten ein Problem haben – dann sage ich erst recht: Ich habe zwei Mütter. Und warte gespannt auf die Reaktion.

In euren Familien werden die Rollen neu erfunden. Wer kümmert sich um das Essen? Wer kümmert sich um das Geldverdienen? Wird so etwas verhandelt?

Mia: Alles total flexibel. Alle gehen arbeiten, alle kochen mal.

Felix: Die Frage höre ich oft: Wer nimmt den männlichen Teil ein, wer den weiblichen? Ich verstehe die Frage ehrlich gesagt nicht. Ich finde sie relativ sinnlos.

Mia: Diese alten Modelle werden immer seltener. Ich glaube, ich kenne keine Familie, in der die Mutter eine Hausfrau ist.

Wie ist das bei dir, Lisa? Welche Rolle nimmt dein Vater für dich ein?

Lisa: Er übernimmt beide Rollen. Er war meine Mutter, er ist jetzt mein Vater, also ist er irgendwie beides. Wenn meine Freundinnen erzählen, dass sie auf der Couch ein bisschen mit Mama kuscheln – das mache ich alles mit ihm. Meine Stiefmutter hält sich da komplett raus.

Hattet ihr alle schon oft Kontakt mit anderen Kindern aus Regenbogenfamilien?

Mia: Lustigerweise noch nie. Aber vor Kurzem bin ich mit meinem jetzigen Freund zusammengekommen. Und irgendwann hat sich herausgestellt, dass seine Mama auch lesbisch ist. Und die Mutter vom Freund seiner Schwester auch!

Felix: Das hier ist mein erstes Treffen mit anderen Regenbogenkindern.

Malte: Ich habe schon viele Regenbogenfamilien kennengelernt. Bei uns kam das vor allem über das Thema Insemination. Weil das noch total neu war vor 20 Jahren. Deshalb haben meine Eltern auch »Ilse« mitgegründet. Das ist eine Initiative lesbischer und schwuler

Eltern, die Regenbogenfamilien mit Kinderwunsch unterstützt. Darüber kenne ich viele Kinder mit der gleichen Geschichte.

Malte, du bist eines der ersten Kinder in Deutschland, die durch Insemination gezeugt wurden. Hast du jemals den Wunsch gehabt, deinen leiblichen Vater kennenzulernen?

Malte: Das werde ich oft gefragt. Aber ich muss sagen, nein, das kann doch total nach hinten losgehen. Dann hat man vor sich einen sitzen und denkt, oh, mit dem will ich aber nicht meine Gene teilen! Wahrscheinlich wäre es am besten, wenn ich den Mann mal eine halbe Stunde durch ein Fenster oder im Fernsehen anschauen könnte. Einfach nur, damit ich wüsste, wie er aussieht, wie er drauf ist. Mehr nicht.

Die Möglichkeit hattest du nicht.

Malte: Nein, meine Mütter wollten einen anonymen Samenspender. Ab und zu, wenn meine nicht-leibliche Mutter mir was verbietet, spiele ich auch auf unsere Nicht-Verwandtschaft an. Dann sage ich: Meine Mama würde mir das erlauben! Oder ich sage zu meinem jüngeren Bruder, der von meiner nicht-genetischen Mutter auf die Welt gebracht wurde: Deine Mama ist heute aber komisch drauf!

Ist einem von euch so etwas schon mal im Ernst rausgerutscht?

Mia: Als ich klein war, habe ich zu Susanne, meiner nicht-genetischen Mutter, mal gesagt: Du bist nicht meine Mama, du hast mir nichts zu sagen. Darauf sie: Dann muss ich dir auch jetzt nicht die Schulbrote schmieren.

Habt ihr in der Pubertät mal die Homosexualität eurer Eltern als Vorwurf verwendet?

Mia: Damals nicht. Heute werfe ich meinem Vater vor, dass er im Alter immer spießiger wird. Und wenn er und sein Freund so rumtunteln, mach ich sie manchmal nach.

Nell: Manchmal haben wir unsere Mütter geärgert: Ihr seid grad voll wie Männer!

Malte, Felix, hat euch der Vater irgendwann mal gefehlt?

Malte: Mir nie. Kann gut sein, dass man an bestimmten Punkten im Leben eine männliche Vorbildrolle sucht, ohne dass man es weiß. Wenn man sich entwickelt und älter

wird, möchte man manches vielleicht nicht gerade seine Mutter fragen. Aber so etwas hat eben der Rest der Familie übernommen, mein Onkel zum Beispiel.

Lisa, besprichst du mit deinem Vater auch typische Mädchenthemen, also alles, was die meisten eher mit ihrer Mutter besprechen würden?

Lisa: Schon viel, ja. Oft auch mit seiner Schwester. Ich könnte aber alles auch mit meinem Vater besprechen, mir wäre da nichts peinlich.

Wie war das bei euch anderen in der Pubertät?

Felix: Ich konnte mit meinen Müttern über alles reden. Aufklärung war bei einer Frauenärztin und einer Hebamme kein Problem, klar.

Wenn ihr richtig klassische konventionelle Familien seht – gibt es da etwas, was ihr auch gerne hättet?

Felix: Ich stell mir deren Leben langweilig vor. Klar, es kommt auf die Leute an, man kann auch zwei Mütter haben, die megalangweilig sind. Aber ich empfinde es als Vorteil, dass es bei uns eine zusätzliche Ebene gibt: Meine Familie ist lustig – und die ganze Regenbogenfamilien-Sache, die ganze Offenheit kommt noch dazu.

Lisa: Andere Familien leben voll nach Regeln und haben immer den gleichen Tagesablauf. Das ist langweilig. Mein Vater Lukas geht auch mal mit Kollegen weg. Er versteht sich auch mit meinen Freunden und unterhält sich mit denen. Er ist aus meiner Sicht der einzige Vater, der mit anderen Kindern Kontakt hat. Andere Eltern sind halt so richtige Eltern. Eltern-Eltern. Lukas ist für mich mehr Freund-Eltern.

Eine Studie besagt, dass Eltern aus Regenbogenfamilien sehr auf ihre Kinder eingehen, weil viele davon Wunschkinder sind.

Malte: Glaub ich sofort! Wenn man wie meine Mütter in einer homosexuellen Beziehung lebt, hat man sich sehr lang mit seiner Identität auseinandergesetzt. Durch diese Denkweise kommt eine ganz andere Offenheit in die Familie. Bei vielen meiner Freunde gibt es in den Familien Spannungen, die nur dadurch entstehen, dass nicht alle offen miteinander reden. In den Regenbogenfamilien, die ich kenne, ist das nicht so.

Mia, Nell, ist das bei euch ähnlich, mit zwei Müttern auf der einen und zwei Vätern auf der anderen Seite?

Mia: Ja, weil unsere Eltern sich absprechen mussten, uns zu bekommen. Und das haben wir immer gespürt.

Lisa: Mich würde es mal interessieren, einen Familientausch zu machen. Manchmal würde ich gerne wissen, wie das ist, wenn alles komplett normal ist. Ich könnte es wohl gar nicht mehr.

Felix: Aber es ist ja auch bei uns vieles sehr bürgerlich. Meine Mütter haben geheiratet, dann hat unsere Stiefmutter meine Schwester und mich adoptiert. Sie waren eins der ersten verheirateten Paare, und wir waren die ersten Kinder, die in so einer Familie adoptiert wurden. Mein Vater musste zustimmen, aber wir haben einfach gesagt, er muss keinen Unterhalt mehr zahlen, und dann ging das sofort klar. Jetzt habe ich den Namen meiner Stiefmutter. Meine leibliche Mutter hat auch den Namen meiner Stiefmutter angenommen.

War das für dich komisch, auf einmal anders zu heißen?

Felix: Cool war's. Schön, auf einmal eine Familie zu sein, auch vom Namen her.

Wie war das bei dir, Malte?

Malte: Ganz ähnlich. Aber bevor meine Mütter geheiratet haben, war die eine quasi eine Lebensgefährtin, die zwar sozial dazu befähigt war, etwas zu uns zu sagen – aber rein rechtlich nicht. Deshalb wurde dann meine nicht-leibliche Mutter zugleich meine Patentante: weil's das früher gesellschaftlich ein bisschen einfacher gemacht hat. Es hat offiziell eine Form von Nähe hergestellt.

Also als positives Zeichen?

Malte: Mehr! Es gibt ja auch Situationen, in denen es rein rechtlich wichtig ist, dass beide entscheiden dürfen. Bei medizinischen Belangen, bei einer Operation. Wenn meine biologische Mutter bei einem Unfall ums Leben gekommen wäre, hätte meine andere Mutter als Lebensgefährtin nicht unbedingt die Kinder bekommen. Vielleicht sogar eher irgendein Onkel. Deshalb ist die Stiefkindadoption so wichtig.

Nell: Als wir jünger waren, hat meine Mutter ein Schreiben aufgesetzt: Wenn etwas passieren würde, sollten wir zu Susanne, ihrer damaligen Lebensgefährtin, kommen. Nicht zu unserem Vater.

Mia: Wir beide haben uns immer eine Doppelhochzeit gewünscht: dass unsere Mütter und unsere Väter gleichzeitig heiraten. Aber alle haben gesagt, wenn es keine steuerlichen Vorteile gibt, wie bei der normalen Ehe, wollen sie es nicht.

Euer Vater ist euer leiblicher Vater. Mia ist auf klassische Weise gezeugt worden, Nell durch Insemination. Spielt das für euch eine Rolle?

Nell: Ich wusste das selbst lange nicht! Rausgekommen ist das bei einem Gespräch mit einem Reporter: Der hat gefragt, ob wir auf natürlichem Wege entstanden sind. Dann hieß es: Ja, Mia schon, Nell nicht, sie ist durch Insemination entstanden. Und ich so: Was? Wie? Ah, okay.

Mia: Aber das war ja dann auch sofort kein Thema mehr.

Nell: Klar, so wusste ich: Ich bin das totale Wunschkind. Lustig war aus heutiger Sicht, dass bei meiner Geburt so viel los war im Kreißaal: Es waren alle da ... Volles Haus!

Bemerkenswert ist, dass du, Mia, durch Geschlechtsverkehr gezeugt worden bist – von einer lesbischen Frau und einem schwulen Mann.

Mia: Ich habe meine Eltern mal danach gefragt, und die meinten, ach, wir waren doch früher mal ein Paar und fanden uns anziehend, das geht schon noch. Die haben sich damals getrennt, meine Mutter wurde lesbisch, mein Vater schwul, aber mein Vater hat gesagt: Wenn du irgendwann Kinder willst, meld dich. So ungefähr.

Was für Familienkonstellationen habt ihr im Kindergarten gespielt?

Nell: Also, ich immer ganz klassisch Vater-Mutter-Kind.

Mia: Ich auch.

Lisa: Ich auch.

Habt ihr in der Pubertät viel mit euren Eltern gestritten? War das anders als bei euren Freunden?

Malte: Ich glaube, es war entspannter bei uns. Da gab es auch Meinungsverschiedenheiten, aber das waren eher Diskussionen.

Nell: Bei uns ging es zu wie bei allen anderen Familien. Es gab genauso viel Stress: Vielleicht, weil wir vier Frauen waren. Papa lebt ja in Berlin.

Lisa: Ich bin 14, ich erlebe die Streitereien ja jetzt gerade. Für mich ist es immer komisch, wenn ich bei meinem leiblichen Vater bin. Wir können keine zwei Wochen zusammen aushalten. Wenn wir aufeinanderhocken, in den Ferien, drei Wochen – da streiten wir so was von!

Würdet ihr sagen, dass eure Eltern euch mehr erlauben als andere ihren Kindern?

Felix: Nein, meine Mütter sind ziemlich streng. Ich durfte nur eine Stunde am Tag Fernsehen schauen. Ich habe sie dafür gehasst. Aber im Nachhinein finde ich das gut.

Malte: Bei uns war das voll die Vertrauenserziehung. Sie haben mich vieles selbst entscheiden lassen.

Mia: Bei uns wurde auch sehr viel vertraut. Ich durfte schon früh feiern gehen. Und lange wegbleiben. Ich sollte aber nicht mit der U-Bahn heimfahren, sondern immer ein Taxi nehmen. Und weil mir so vertraut wurde, habe ich mich an diese Regeln immer gehalten.

Lisa: Vertrauen ist voll gut. Mein Vater lässt mich manchmal ein ganz kleines bisschen Alkohol nippen. Bei Verboten wird doch alles nur interessanter.

Felix: Ich denke, dass sich unsere Eltern mehr Gedanken machen. Wenn die Hürde zum Kinderkriegen höher ist, macht man sich mehr Gedanken über die Erziehung, als wenn die Kinder quasi aus Versehen entstanden sind.

Wie ist das, wenn man selbst anfängt, sich für Jungs oder Mädchen zu interessieren – denkt man über seine eigenen sexuellen Vorlieben besonders nach, wenn man aus einer Regenbogenfamilie kommt?

Mia: Also ich hab mich das ganz doll gefragt. Wenn es um meine Zukunft ging, habe ich immer ein Haus gesehen, mich und eine Frau und einen Hund. Aber das hat sich gelegt, als ich mich eben nicht in Mädchen, sondern in Jungs verliebt habe.

Malte: Ich glaube, ich hätte Schwierigkeiten damit, mich als Schwulen zu sehen. Nicht weil ich es schlimm fände, aber es wäre so eine Art Sieg meiner Eltern, den ich ihnen nicht gönnen will. Ha, ha, nein, so kann ich das nicht sagen ... Vielleicht, weil ich nicht einfach was nachmachen will.

Lisa: Ich möchte später in einem gelben Haus leben, ein Mann, eine Tochter, ein Sohn, eine Katze und ein schöner Garten. So eine richtig typische Familie. Das war schon immer mein Traum.

Mia: Ich möchte eine kitschige weiße Hochzeit, mit Haus und Hund, und ein adoptiertes Kind, das schon vier sein soll – damit es aus dem anstrengenden Babyalter raus ist.

Haben eure Eltern hauptsächlich schwule oder lesbische Freundeskreise?

Mia: Das ist doch heute längst nicht mehr so. Mein Vater hat viele schwule Freunde, aber nicht nur.

Felix: Bei uns ist das auch nicht so.

Malte: Ich glaube, viele wollen genau das Gegenteil. Die hatten schon so einen Stress mit dem Outing, jetzt wollen sie nicht auch noch die große Suche nach Freunden unternehmen. Ist ja nicht so, dass man Gleichgesinnte im Supermarkt trifft.

Nell: Von den Freunden meiner Mutter ist kein Einziger schwul oder lesbisch.

Wie wäre es, wenn sich ein Elternteil plötzlich doch für eine heterosexuelle Beziehung entscheiden würde?

Mia: Ich fände es ganz seltsam, wenn mein Vater eine Freundin hätte. Ich wäre da irgendwie ... eifersüchtig. Und mit unserer Mutter geht's mir genauso.

Nell: Wenn meine Mutter mit einem Typen ankommen würde, die Vorstellung wäre echt voll eklig!

Was ist eigentlich mit dem Wort »schwul« passiert? Erst war es ein Schimpfwort, dann ganz normal, jetzt ist es in der Jugendsprache wieder ein Schimpfwort. Warum?

Mia: Stimmt, mich nervt das total. Wenn jemand sagt, das und das sieht voll schwul aus, bin ich immer kurz davor zu sagen, mein Vater sieht aber nicht so aus.

Malte: Das Wort hat, glaube ich, zwei Bedeutungen. Es wird heute eher für Dinge benutzt, seltener für Personen. So im Sinne von »langweilig«. Deshalb habe ich nicht so ein Problem damit. Ich benutze es auch selber manchmal.

Lisa: Bei mir sagen das immer die von der »Krass, Alter«-Gruppe. Aber neulich war ich bei H & M, hab ein hässliches Kleid gesehen – und dann habe ich das auch gesagt! »So ein schwules Kleid.« Und ich dachte mir: Hey, warum sage ich so was eigentlich?

Was sagen eure Eltern, wenn ihr etwas als »schwul« bezeichnet?

Felix: Also, mir ist es auch schon rausgerutscht, aber nicht zu Hause, denn dann würden die Fetzen fliegen. Meine Eltern achten sehr auf Sprache: Sie sind darauf bedacht, dass man Sachen weiblich nennt statt männlich, die »LehrerINNEN« und nicht die »Lehrer«. Ich denke, das Wort »schwul« wird viel für feminine Sachen genutzt: wenn jemand feminin aussieht. Viele finden halt immer noch, der Mann soll männlich sein. Tja.

Der Umweltminister Peter Altmaier lebt allein – in vielen Zeitungen wurde darüber spekuliert, ob der Mann schwul ist oder nicht. Was haltet ihr von solchen Diskussionen?

Malte: Genau davor warnen mich meine Eltern immer. Dass alle bloß nach den Defiziten suchen. Dass alle Fragen negativ ausgerichtet sind.

Zum Beispiel?

Lisa: Bei mir sind das Fragen über meinen leiblichen Vater. Wo der ist und so. Aber das mag ich gar nicht. Lukas ist halt für mich mein Vater.

Malte: Bei mir sind das Fragen zur Insemination. Ob ich gezüchtet wurde. Ob man 20 000 Eizellen befruchtet und die mit dem coolsten Gencode genommen hat. Sehr witzig.

Stehen Familienkonstellationen wie eure in den Schulen auf dem Lehrplan?

Nell: Bei mir in der Schule gar nicht.

Malte: Das Thema gehört auch nicht in die Schule.

Mia: Doch! In manchen Berliner Bezirken wäre das nicht schlecht. Klar, dann würde man es zwar als etwas Besonderes behandeln. Aber manche wissen rein gar nichts über alternative Lebensformen! Wie auch, wenn sie nicht so aufwachsen und nur ein Bild vorgelebt bekommen? Viele halten Homosexualität immer noch für eine Krankheit.

Felix: In einem meiner Schulbücher ging es um Steuern. Man sah ein Bild von einer traditionellen Familie und eins von einer Frau, die allein war mit ihrem Kind. Mittlerweile

gibt es ein neues Buch, in dem auch gleichgeschlechtliche Familien abgebildet sind. So finde ich das gut: wenn das Thema einfach ganz selbstverständlich erwähnt wird. Man muss keine Extra-Stunde über Homosexualität einführen.

Malte: Ich zweifle am Nutzen. Ich sehe die Aufgabe eher bei der Gesellschaft als bei der Schule.

Mia: Aber da fängt es doch an!

Malte: Mag sein, aber ich weiß nicht, ob Leute anders denken, nur weil sie das mal in der Schule besprochen haben. Und wie manche Biolehrer über Homosexualität reden ... das macht alles eher schlimmer!

Felix: Aber woher soll dann die Veränderung kommen?

Malte: Es wird schon werden, wart mal ab.

Mia: Schwierig wird's, wenn ich an Kinder aus Migrantenfamilien denke. Ist doch auch logisch: Die leben in ihren Familien, mit ihren Freunden, woher soll da Veränderung kommen? Es wird doch gar nicht an sie ran gekommen, die lesen keine Artikel darüber. Also bleibt nur die Schule als Ort mit Einfluss. Zurzeit wird über den Gesetzesentwurf zur steuerlichen Gleichstellung homosexueller Paare diskutiert. Angela Merkel hat gesagt, sie möchte »die steuerliche Privilegierung der Ehe erhalten«, weil sie glaubt, »dass das mit gutem Grund gemacht wurde«.

Malte: Ha! Meine Mama hat gleich gesagt: »Wenn du mit denen vom SZ-Magazin redest, haust du auf den Tisch, damit politisch Druck ausgeübt wird!« Mache ich hiermit.

Könnt ihr verstehen, dass es konservative Menschen gibt, die so etwas wie Angst vor anderen Lebensformen haben?

Mia: Üüberhaupt nicht.

Malte: Rein statistisch hat doch schon die große Mehrheit der Deutschen gar keinen Stress mehr mit Homo-Ehen – warum stellen sich dann trotzdem Politiker quer?

Was glaubt ihr: Was treibt die an?

Malte: Na ja, als Staat spart man sich vielleicht Geld. Wenn die alle mehr Steuern zahlen müssen ... Andere Vorteile kann ich nicht sehen.

Felix: Mir völlig rätselhaft. Es kann höchstens um ganz alte Wähler gehen, die sie nicht vergrätzen wollen.

Komisch, dass ausgerechnet Merkel so zurückhaltend ist, oder? Obwohl doch mit Unterstützung der Familienministerin Kristina Schröder auch eine Gruppe von CDU-Politikern für die steuerliche Gleichstellung war.

Malte: Vor allem ist doch Frau Merkel selber nicht gerade eine Parade-CDU-Politikerin!

Felix: Aber die muss halt auch ihre Partei bedienen.

Empfindet ihr es als Vorteil, in Regenbogenfamilien aufgewachsen zu sein? Worin könnte der bestehen?

Felix: Einfühlungsvermögen.

Malte: Ich habe den Eindruck, dass ich ein guter Zuhörer geworden bin.

Mia: Geht mir auch so.

Felix: Wir haben keine Angst vor Emotionen. Wir sind in Familien aufgewachsen, in denen sich Menschen Gedanken über ihre Gefühle machen mussten.

Lisa, du hast jetzt sofort genickt.

Lisa: Ja, ich glaube, ich kann voll gut zuhören.

Felix: Es ist schwer zu erklären. Man denkt mehr über Bindungen nach. Man macht sich mehr bewusst. Zum Beispiel, wenn ich Beziehungen anderer Eltern mitbekomme, die eigentlich nur noch wegen der Kinder zusammen sind, völlig lieblos. Auch deshalb finde ich das traditionelle Familienbild völlig daneben, der Mann ist der Starke und arbeitet ... so will ich nicht leben.

Malte: Manchmal wird einem das aber auch als Schwäche ausgelegt.

Felix: Klar, ich werde auch oft als schwul bezeichnet. Vielleicht wirke ich ja sensibler.

Mia: Hm, ich frage mich gerade ... Ich hab bei meinem jetzigen Freund auch das Gefühl, dass es kein Problem gibt, das nicht auf den Tisch kommen könnte. Er ist auch sehr

offen. Ich weiß nicht, ob das an seiner Kindheit liegt, an seiner Mutter – er ist empathischer als andere.

Seid ihr heute daran gewöhnt, euch andauernd erklären zu müssen?

Lisa: Na ja, man muss so viel wiederholen ... Wenn die Leute dadurch meinen Vater besser verstehen, macht es Spaß. Aber immer wieder sagen zu müssen, alles ist gut, alles ist ganz normal – das ist schon mühsam.

WAS IST EINE REGENBOGENFAMILIE?

So bezeichnet man Familien, in denen mindestens ein Elternteil schwul, lesbisch, bisexuell oder transgender ist. Strengere Definitionen sprechen nur dann von einer Regenbogenfamilie, wenn beide Elternteile homosexuell sind. Seit 2009 wird das Wort im Duden geführt. Zurzeit leben in Deutschland mehr als 2000 Minderjährige als Kinder eingetragener Lebenspartnerschaften.

ADOPTION UND PARTNERSCHAFT

Seit 2001 dürfen homosexuelle Paare in Deutschland heiraten (offizieller Begriff: sich verpartnern). Das leibliche Kind des Partners zu adoptieren ist seit 2004 erlaubt. Das adoptierte Kind eines Partners anzunehmen ist jedoch verboten. Es deutet sich an, dass das Bundesverfassungsgericht 2013 diese Regelung großzügiger interpretieren wird.

Die ganze Welt im Verdacht

Diese Männer haben uns einst ausspioniert, sie arbeiteten Jahrzehnte bei der NSA. Dann stiegen sie aus und warnten vor der Allmacht dieses US-Geheimdienstes, lange vor Edward Snowden. Sie wurden als Staatsfeinde verunglimpft. Heute, sagen sie, sei die Demokratie in Gefahr

Von Katja Gloger, stern, 25.07.2013

Sie sind, wie Edward Snowden, ein Albtraum für jeden Geheimdienst, jede Regierung. Drei Männer, Whistleblower. Insider, die über die Methoden der NSA auspackten. Sie hatten Jahrzehnte beim größten, mächtigsten und bislang wohl geheimsten Geheimdienst der Welt gearbeitet. Sie bezeichnen sich als Konservative, eher Republikaner. Die drei Männer wussten früh von den wohl größten Spähprogrammen der Geschichte. Sie gehörten zu den Architekten jener geheimen Programme, mit denen die NSA heute Milliarden Daten erfasst und speichert, in den USA und im Rest der Welt: Telefonate und E-Mails, Facebook, Kreditkartenabrechnungen, Betriebsgeheimnisse, die Kommunikation von Militärs und Regierungen. Dann entschieden sie sich: Die NSA verletzt die Grundrechte von Menschen überall in der Welt. Sie stiegen aus. Den stern trafen sie zum Gespräch in einem schlichten Hotel-Konferenzraum - um sieben Uhr morgens.

Gentlemen, zur Vorbereitung dieses Gesprächs haben wir miteinander telefoniert, E-Mails ausgetauscht. Weiß die NSA, dass wir uns heute hier in Maryland treffen, nur acht Kilometer von der NSA-Zentrale entfernt?

Binney: In ihren Computern, den Datenspeichern jedenfalls, stecken Informationen darüber, dass wir miteinander zu tun haben, auch über Ort und Zeit. Denn über den Kontakt zu mir sind Sie, die Journalistin aus Deutschland, nun auf meinen Graphen geraten ...

Wohin?

Binney: Ich gehe davon aus, dass ich in gewisser Weise unter Beobachtung der NSA

stehe. Meine Kommunikation, meine Telefonate, meine Aktivitäten im Internet ...

... also Ihr Leben ...

Binney ... ja, das werden sie wohl sammeln. Meine Aktivitäten liefern den Programmen der NSA Datenpunkte, die sich miteinander verknüpfen können, ähnlich einem sozialen Netzwerk. Sie lassen sich wie eine Linie darstellen. Wie der Graph einer mathematischen Funktion. Dieser kann jederzeit abgerufen werden. Und damit, wenn man will, auch Ihre Spuren.

Wiebe: Tja. Willkommen bei der NSA.

Die NSA, das war einst ein Traumberuf für Sie. Sie empfanden es als Ehre, dort arbeiten zu dürfen, bei der Technischen Aufklärung?

Binney: Ja, das war es. Ich wurde während meines Militärdienstes in den 60er Jahren rekrutiert. Ich hätte eine außergewöhnliche mathematische Begabung, hieß es. Ich liebte meine Arbeit. Ein wunderbares Gefühl, wenn ich einen Code geknackt hatte.

Wiebe: Es war eine aufregende Zeit. Der Kalte Krieg, all das. Wir kämpften gegen den Kommunismus, gegen das Reich des Bösen. Und heute sind wir dabei, selbst zu einem Reich des Bösen zu werden. Welch eine Ironie.

Drake: Ich kam erst später dazu, in den 80er Jahren. Damals diente ich bei der Luftwaffe, und nach einigen Tests hieß es, ich sei besonders für die Informationsgewinnung aus verschlüsselten Texten geeignet, für die Kryptoanalyse. Ich lernte Deutsch und etwas Russisch, wurde in Großbritannien stationiert. Wir flogen anfangs mit den RC-135 ...

... den großen Aufklärungsflugzeugen der US-Luftwaffe.

Drake: Wir hörten die ganze DDR ab. Unsere Flugzeuge nannte man "Staubsauger des Himmels". Alle Aufträge kamen von der NSA.

Sie gehörten zu einer Art Elite?

Wiebe: Wir wussten jedenfalls viel mehr als viele hochrangige Offiziere.

Binney: Meine Vorgesetzten waren begierig auf meine Informationen. Wenn was los war, warteten alle auf mich. Das war schon ein erhebendes Gefühl.

Drake: Wir waren ja selbst quasi geheim, durften niemandem sagen, für wen wir

arbeiteten. Offiziell arbeiteten wir beim "Beschaffungswesen des Bundesstaates Maryland". Die Deckadresse kenne ich immer noch: 9800 Savage Road, Fort Meade, Maryland.

Wiebe: Wir lebten in einer eigenen, abgeschlossenen Welt.

Binney: Aber es ging ja schon immer um Kontrolle. Ich erinnere mich: Die Jungs aus der Sowjetunion-Abteilung sammelten damals Lenin-Zitate. Über Macht und Kontrolle und so. Manchmal verglichen wir. Das hörte sich bei der NSA auch nicht viel anders an. Widerspruch war nie vorgesehen.

Die NSA war nie zimperlich, wenn es um das Ausspionieren von Bürgern ging. Über Jahrzehnte liefen Abhöroperationen auch in den USA. Anfang der 70er Jahre standen auf einer NSA-Liste auch Mitglieder amerikanischer Bürgerrechtsbewegungen.

Drake: Wir wussten davon. Aber ich dachte, es sei Vergangenheit. Es war uns jedenfalls strikt verboten, die Kommunikation amerikanischer Staatsbürger ohne Gerichtsbeschluss abzuhören. Das war das Ergebnis der Church-Kommission.

Die Kommission des demokratischen Senators Frank Church hatte 1975 illegale NSA-Abhöraktionen untersucht. Sie führte zu neuen Kontrollgesetzen.

Binney: Schon damals warnte Church vor den technischen Möglichkeiten der NSA, ihrer Allmacht. Sie könne die Infrastruktur für einen totalitären Staat schaffen, sagte er. Und genau das passiert jetzt. Nur in ganz anderen, bislang unvorstellbaren Dimensionen. Mit jeder neuen Enthüllung von Edward Snowden wird der Öffentlichkeit klar, wie nah wir am Abgrund stehen. Wie Church damals schon sagte: Wenn die NSA in die falschen Hände gerate, dann gebe es keinen Weg mehr zurück.

Herr Binney, Sie waren viele Jahre für die Kommunikation zwischen der NSA und dem Bundesnachrichtendienst (BND) zuständig. Wie entwickelte die sich?

Binney: Ich war für die technische Seite zuständig. Meine erste Kooperation war mit dem dänischen Geheimdienst DDIS. Seit Ende der 70er Jahre arbeitete ich dann auch eng mit dem BND zusammen. In der Bundesrepublik stehen einige unserer wichtigen Abhörstationen, unsere "Sammelstellen".

Drake: Und heute laufen einige der wichtigsten internationalen Datenleitungen in

Deutschland zusammen.

Was tauschten Sie aus?

Binney: Informationen natürlich. Deutschland war für uns offiziell zwar nur "dritte Partei". Damit gehörte der BND nicht zu den "Fünf Augen", dem Geheimdienstverbund aus dem Zweiten Weltkrieg. Aber der BND ist bis heute einer unserer wichtigsten Partner.

Erhielt oder erhält der BND von der NSA Informationen, die er selbst nicht erheben darf - weil er nach deutschem Gesetz nicht einfach deutsche Bürger oder Unternehmen abhören darf?

Binney: Davon ist auszugehen. Vor allem wenn es für die Deutschen wichtig ist.

Stellte oder stellt die NSA auch Spähprogramme zur Verfügung, Software?

Binney: Ja, sicher

Woher wissen Sie das?

Binney: Weil ich seit Anfang der 90er Jahre selbst daran beteiligt war. Wir entwickelten die Programme zur Datenerhebung, dazu auch Analysemethoden. Dann fragte ich meine Gesprächspartner beim BND, ob sie unsere Software nutzen wollten. Wir stellten ihnen auch den Quelltext zur Verfügung ...

... also quasi die Konstruktionsanleitung der Software.

Wiebe: Ja. Das alles hielten wir in geheimen Vereinbarungen fest. Die dafür zuständige Abteilung nannten wir "Außenministerium".

Herr Binney, als Technischer Direktor waren Sie ab 1997 für die technische Seite der NSA-Spähprogramme zuständig, und zwar weltweit. Ihr Rang entsprach dem eines Generals. Sie erfanden ein Programm namens- Thin Thread, dünner Faden.

Binney: Es begann vor rund 15 Jahren, mit den steigenden Datenmengen durch das Internet. Mein Ziel war es, den Datenverkehr der ganzen Welt zu erfassen und zielgerichtet zu analysieren. Wir wollten ein Programm schaffen, das es ermöglichen würde, ein Abbild jedes Nutzers zu erstellen.

Also Telefondaten, E-Mails, Kreditkartenabrechnungen, Surfen im Web ...

Binney:... Ja. Es würde auch Orte und Zeiträume mit einbeziehen. Und dafür brauchten wir möglichst viele Daten. Je mehr, desto besser. So wollte ich ein Abbild der Welt schaffen.

Das klingt, mit Verlaub, nach Größenwahn.

Binney: Nein, im Gegenteil. Wir mussten lernen, sozusagen auf der Welle der Daten zu surfen. Es galt, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und die erfassten Verbindungsdaten gezielt für unsere Zwecke zu nutzen, vor allem für die Terrorismusbekämpfung. Thin Thread war ein wunderbares Programm.

Nein, eine Horrorvorstellung. Dieses System lädt zum Missbrauch geradezu ein.

Binney: Stimmt. Daher hatte ich dieses Programm extra verschlüsselt. Die Daten von US-Bürgern etwa wurden automatisch anonymisiert. Thin Thread sollte ab August 2001 an 18 Stellen weltweit eingesetzt werden.

Teilten Sie auch Thin Thread mit dem BND?

Binney: Ja, einen Teil davon, die Datenerfassung. Das war ungefähr 1999. Der BND bekam von uns auch den Quellcode.

Arbeitete der BND mit Thin Thread?

Binney: Ja.

Wie lange?

Binney: Das weiß ich nicht.

Thin Thread wurde vom damaligen NSA-Direktor Michael Hayden gestoppt, ein anderes Programm entwickelt. Doch nicht mehr von Ihnen.

Wiebe: Man traute uns wohl nicht. Es klingt verrückt, aber unsere Software war mit 3,2 Millionen Dollar wohl zu preiswert. Man gab die Entwicklung eines neuen Programms dann bei Privatunternehmen in Auftrag. Das kostete 1,2 Milliarden Dollar - und wurde nach wenigen Jahren wegen Misserfolgs eingestellt.

Drake: Es geht um sehr viel Geld. Die "contractors", die zivilen Auftragnehmer, leben von der NSA. Sie machen Milliarden, wollen die NSA möglichst lange "melken", wie einmal einer ihrer CEOs sagte. Mittlerweile hat sich ein regelrechter Militär-Spionage-

Komplex entwickelt. Hochrangige NSA-Mitarbeiter wechseln gerne in die hoch bezahlte Contractor-Industrie. Und umgekehrt.

Aber dennoch: Sie entwickelten und arbeiteten an Spähprogrammen, die von der NSA und anderen Geheimdiensten heute offenbar weltweit eingesetzt werden. Sie gehörten zu den Architekten. Schämen Sie sich nicht?

Binney: Es tut mir leid, dass ich Programme entwickelt habe, die dann so missbraucht wurden und sich heute gegen unbescholtene Menschen richten. Niemand ist mehr sicher. Dafür müssen wir uns bei den Bürgern entschuldigen.

Wann wussten Sie, dass Sie aussteigen würden?

Binney: Als im Oktober 2001 die von mir installierten Sicherheitsvorkehrungen in den Programmen einfach entfernt und Namen amerikanischer Staatsbürger eingegeben wurden. Da wusste ich: Von nun an kann jeder ein Angriffsziel der NSA sein. Es sei alles legal, hieß es. Ich kündigte sofort.

Drake: Viele Programme wurden damals neu ausgerichtet. Es galt eine geheime Direktive, die direkt aus dem Weißen Haus kam.

Binney: Seitdem stellt die NSA die ganze Welt unter eine Art Generalverdacht. Im Zweifel jeden Einzelnen von uns. Das ist die eigentliche Bedrohung für die Demokratie.

Drake: Damals machte sich die NSA, machten wir uns faktisch zu Komplizen des Weißen Hauses. Das ist ja das schreckliche Erbe von George Bush und seinem Vize Dick Cheney: Mit ihren geheimen Programmen im Kampf gegen den Terrorismus schufen sie die Basis für einen Überwachungsstaat. Und die NSA lieferte die Infrastruktur.

Wiebe: Damals sprach Cheney von der "dunklen Seite", auf die Amerika gehen müsse. Und dahin gingen wir. Auf die dunkle Seite.

Drake: Die Programme tragen verschiedene Namen, es sind Hunderte. Das von Snowden enthüllte Prism-Programm zum direkten Abschöpfen von Telefon- und Internetdaten gehört dazu, aber auch viele andere.

Etwa X-Keyscore, das auch vom BND benutzt wird?

Drake: Ich kenne X-Keyscore seit ungefähr zehn Jahren. Es wird vor allem bei der

Terrorismusbekämpfung eingesetzt. Aber es sammelt auch die Verbindungsdaten von Unbeteiligten, vielleicht ebenfalls von Deutschen. Auch volle Inhalte.

Teilt der BND diese Informationen mit der NSA?

Drake: Normalerweise ist es so: die NSA teilt ihre Technologie. Natürlich ist das an Bedingungen geknüpft. Ihr BND hat jetzt viele Fragen zu beantworten. Denn alle diese Programme dienen einem Zweck: Daten über uns alle zu erfassen, zu speichern, Beziehungen zwischen den Daten herzustellen.

Offiziell heißt es aber, ohne Gerichtsbeschluss werde nicht gesammelt und nicht abgehört, und gegen befreundete Regierungen werde nicht spioniert.

Drake: Ihre Kanzlerin könnte sich da einmal für das Programm Ragtime interessieren. Es dient unter anderem der Abschöpfung von Regierungskommunikation durch die NSA.

Verbindungsdaten von Merkels Handy auf NSA-Servern? Ausgeschlossen.

Binney: Es ist nicht ausgeschlossen. Ich würde sogar sagen, dass es durchaus möglich ist. Der Großteil der Weltkommunikation läuft ja letztlich über die USA.

Wiebe: Schon seit Anfang 2001 müssen amerikanische Telefon- und Internetunternehmen der NSA die Verbindungsdaten ihrer Kunden zur Verfügung stellen.

Binney: Mittlerweile haben sich rund drei Billionen Telefondaten angesammelt.

Wiebe: Die Unternehmen kooperieren. Microsoft half sogar bei Entschlüsselungen. Die NSA zahlt Unternehmen für diesen Service, um es mal so zu nennen.

Die Unternehmen sollen eine Art Gebühr erheben, bei Verizon zum Beispiel 500 Dollar im Monat pro Abhöraktion. Ein Gerichtsbeschluss zwingt zur Zusammenarbeit, heißt es.

Binney: Für die Geheimdienste sind auch internationale Telefonunternehmen interessant. Man versucht, entsprechende Abkommen zu schließen. Sicher ist die British Telecom für die NSA wichtig. Und die Deutsche Telekom mit ihren Verbindungsknoten. Etwa in Frankfurt und Hamburg, aber auch in Paris und in mindestens sechs Städten in den USA.

Drake: Prism ist jedenfalls nur die Spitze des Eisbergs.

Binney: Prism gehörte zu Stellar Wind, einer Art Dachprogramm zur Datenanalyse. Mindestens 50 Programme müssen Daten an Stellar Wind geliefert haben. Und zwar aus vier Bereichen: Telefondaten, Nutzung des World Wide Web, E-Mails sowie Bank- und Kreditkartendaten. Stellar Wind sammelte das Rohmaterial für den Überwachungsstaat. Es wurde ab November 2001 bis mindestens 2009 eingesetzt.

Also auch unter Barack Obama.

Binney: Vielleicht sogar bis 2011. Ich vermute allerdings, es wird heute unter anderen Namen fortgeführt.

Wie viele Daten liegen heute auf den Servern der NSA?

Binney: Ich gehe davon aus, dass die NSA mittlerweile 40 bis 50 Billionen Telefonate und E-Mails aus der ganzen Welt speichert. Sowohl Verbindungsdaten als auch Inhalt.

Die NSA baut gerade ein gigantisches Datenzentrum in Utah, in Tennessee entwickelt sie den schnellsten Supercomputer der Welt. Für diese Daten?

Binney: Ein monströser Ort. Er sollte uns endgültig in Angst und Schrecken versetzen. Allein die NSA-Speicherkapazitäten in Utah sind so groß, dass man dort mindestens 100 Jahre der globalen Kommunikation speichern kann. Und das ist nur eine vorsichtige Schätzung.

Die Kommunikation der ganzen Welt? Die kann man nicht speichern.

Binney: Doch, das kann man. Seien Sie bitte nicht naiv. Die NSA will alles! Zu jeder Zeit. Für jeden Zeitraum.

Was Sie sagen, erinnert an Verschwörungstheorien.

Binney: Die Speicherkapazitäten könnten schon bald Yottabytes erreichen.

Eine 1 mit 24 Nullen. Unmöglich, diese Daten zu bearbeiten.

Binney: Man braucht keine Menschen mehr dazu. Die Daten werden gesammelt und gespeichert, automatisch zueinander in Beziehung gesetzt. Dafür könnte man auch Systeme künstlicher Intelligenz einsetzen. Je mehr elektronische Spuren man hinterlässt, desto schärfer später das Bild. Edward Snowden hat recht, wenn er sagt: Man braucht gar nichts Unrechtes zu tun. Man braucht nur in den Kreis eines Verdächtigen geraten - und wenn es

durch eine falsch gewählte Telefonnummer war. Mithilfe der gespeicherten Daten kann die NSA dann schnell alles in Erfahrung bringen. Für jeden Tag Ihres Lebens. Diese Macht bedroht unsere Demokratie. Nicht nur in Amerika.

Drake: Die Büchse der Pandora steht weit offen. Auch in dem Weißen Haus, in dem Obama heute sitzt. Unter Obama werden nur Whistleblower verfolgt. Nicht die Verantwortlichen.

Während Ihre beiden Kollegen die NSA im Oktober 2001 verließen, blieben Sie noch über sechs Jahre. Warum?

Drake: Wir hatten entschieden, dass ich bleibe, solange ich kann. Ich wollte so viel wie möglich über illegale Aktivitäten, Geldverschwendung und Betrug in Erfahrung bringen.

Sie wurden zum Whistleblower für den Kongress, meldeten Ihre Erkenntnisse dem Generalinspekteur des Verteidigungsministeriums. Sie gaben Informationen an eine Journalistin weiter. Im November 2007 stürmte das FBI Ihr Haus.

Drake: Im Prinzip wusste ich, dass sie kommen würden. Das FBI hatte bereits die Häuser meiner beiden Kollegen durchsucht.

Wiebe: Wir hatten nach unserer Kündigung eine Firma gegründet. Wir boten Lösungen für "big data"- Probleme an, etwa der US-Zollbehörde. Doch wir bekamen so gut wie keine Aufträge. Niemand wollte mit uns zu tun haben. Heute leben wir von unserer Pension.

Binney: Zu mir kamen sie im Juli 2007. Zwölf mit Gewehren bewaffnete FBI-Agenten, ich stand unter der Dusche. Einer von ihnen richtete seine Waffe an meinen Kopf. Da stand ich, nass, konnte mir wenigstens noch ein Handtuch umbinden. Die Ermittlungen wegen angeblicher Verschwörung endeten im Nichts. Man wollte uns moralisch zerstören.

Drake: Mir drohte man, ich würde den Rest meines Lebens im Gefängnis verbringen. Ich galt als Staatsfeind, wurde angeklagt.

Wegen Verstoßes gegen das Spionagegesetz von 1917.

Drake: Es waren zehn Punkte, mir drohten 35 Jahre Haft. Ich wurde fünf Jahre überwacht. Meine Familie zerbrach fast, ich habe fünf Kinder. Es war schwierig. Ich hatte

irgendwann kein Geld mehr für einen Anwalt. Selbst Freunde rückten von mir ab. Sie glaubten, wenn ich solch schwerer Verbrechen angeklagt werde, dann müsse ich doch etwas Schlimmes getan haben. Geholfen haben mir in dieser Zeit übrigens Journalisten mit ihrer Berichterstattung. Das war verdammt viel wert.

Die Anklage wurde in neun von zehn Punkten fallen gelassen. Wegen unerlaubter Nutzung eines Dienstcomputers erhielten Sie eine Bewährungsstrafe von einem Jahr. Heute arbeiten Sie in einem Computerladen.

Drake: Ja. Ich muss Geld verdienen. Für meine eigentliche Arbeit bin ich wohl verbrannt.

Würden Sie noch mal zum Whistleblower?

Drake: Ich glaube, ich würde es wieder tun. Ich habe den Preis gezahlt. Aber heute bin ich ein freier Mann. Ja, ein freier Mann.

Sollte sich Edward Snowden stellen und in die USA zurückkehren?

Binney: Ja, vielleicht. Er kann doch nicht ständig weglaufen. Für mich ist Snowden ein Held. Er hat die Beweise für das, was wir schon lange wissen.

Wiebe: Ich habe dafür gebetet, dass einer wie er kommt. Wir sollten ihm dankbar sein für diesen Akt zivilen Ungehorsams. Ein Gerichtsverfahren gegen ihn würde zeigen, wie es um Amerika heute wirklich bestellt ist. Ob wir etwas gelernt haben oder nicht.

Binney: Jetzt hat endlich eine ernsthafte Debatte begonnen. Wenn ich es recht überlege: Jetzt, nach all den Jahren, beginnt mir mein Leben als Whistleblower langsam Spaß zu machen.

„Ein Schuss. Und fertig.“

Sie denken, dieser Mann sei ein Altnazi? Chaim Miller ist Jude. Als Mitglied einer geheimen Organisation jagte er nach dem Krieg SS-Männer. Und tötete sie. Das Gespräch

Von Jarka Kubsova und Oliver Schröm, stern, 08.05.2013

Der Mann, der mal ein Nazi-Killer war, lebt in einem niedrigen Häuschen zwischen den Hügeln und Wiesen des Kibbuz Kfar Menachem, eine knappe Stunde südlich von Tel Aviv. Er tritt in die Frühjahrsluft hinaus, wo es nach Heu und Blumen duftet. Chaim Miller, 92 Jahre alt. Sein Rücken ist gebeugt, aber seine Augen sind wach und voller Schalk. "Kommt herein, kommt", ruft er mit breitem Lächeln und lädt in eine winzige Küche ein. Der Arbeitstag liegt hinter ihm, Miller werkelt noch immer als Schlosser. Aber er ist munter und will erzählen. Meist sprudelt es aus ihm heraus, doch wenn es ums Töten geht, stockt er. Das herzliche Lachen weicht ihm dann nicht aus dem Gesicht. Aber er drückt die Arme fester um seinen Körper. Die Uhr an der Wand tickt laut zwischen Millers knappen Sätzen über Rache und Gerechtigkeit.

Herr Miller, in Deutschland stehen gerade Neonazis vor Gericht, denen unter anderem Beihilfe zum Mord an zehn Menschen vorgeworfen wird. Wie würden Sie mit denen verfahren?

Da gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Lebenslänglich oder ...

Oder was?

Nun ja, die Todesstrafe verhängt man ja heute nicht mehr so.

Sie würden bei einem Schuldspruch die Neonazis also am liebsten hinrichten?

Nein! Ich denke, ich würde denen lebenslänglich geben.

Früher sind Sie mit Nazis anders umgegangen. Sie gehörten einer geheimen

jüdischen Organisation mit dem Namen "Nakam" an, was auf Hebräisch "Rache" bedeutet. Sie und Ihre Kameraden spürten nach Kriegsende Mitglieder der SS auf und exekutierten sie nach kurzem Prozess.

Wir haben getan, was wir getan haben.

Mehrere Hundert SS-Männer wurden angeblich von Nakam- Gruppen hingerichtet.

Ja. Aber ich bin eher zufällig zu einer dieser Gruppen gekommen. Mit 17 Jahren, das war 1938, bin ich von Wien nach Palästina geflüchtet. Da lebte ich in einem Kibbuz und arbeitete als Schlosser. Eines Tages kam ein Mann zu mir und sagte: "Hör zu: Man hat hier eine Gruppe aufgestellt, die nennt sich Palmach. Etwa 100 Leute, die wollen etwas machen."

Was wollten diese Leute machen?

Unter dem Namen Palmach wurden junge Leute für die Verteidigung ausgebildet, falls die Deutschen es hierher schaffen sollten. Aber man wollte daneben noch etwas Besonderes, eine geheime Elite- Einheit. Und so gründete man die "Deutsche Abteilung", etwa 40 Leute, alle mit deutschem oder österreichischem Hintergrund. Da wurde ich ausgebildet.

Was stand auf dem Lehrplan?

Wir lernten alles, was deutsche Soldaten auch lernten, alle Befehle und Kommandos, alles auf Deutsch. Und wir bekamen deutsche Waffen. Wir machten Feldübungen, sangen Nazi-Lieder, ich kann heute noch das Horst-Wessel- Lied. (beginnt inbrünstig zu singen) "Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen! SA marschiert ..."

Um Gottes willen, warum mussten Sie das können?

Wir sollten hinter den deutschen Linien die Truppen infiltrieren und Sabotageakte durchführen. Irgendwann gab es einen neuen Plan. Man hatte beschlossen, uns mit der Jüdischen Brigade zusammenzulegen. Das war eine Freiwilligeneinheit in der britischen Armee, die mit dem David-Stern als Ärmelabzeichen kämpfte. Seit 1944 waren die schon an der Front in Italien. Wir sollten dazustoßen, meine ganze Gruppe, 40 Mann. Im Frühjahr 45 brachte man uns nach Tarent in Süditalien.

Nun konnten Sie das tun, wofür Sie ausgebildet worden waren?

Nein! Wir kamen an - und überall tanzten und sangen die Leute auf der Straße! Es war der 8. Mai 45, der Krieg war zu Ende. Doch dann brachte man uns an die österreichische Grenze nach Tarvis.

Und da bekamen Sie einen neuen Auftrag: Nakam, Rache?

Die Idee hat man dort entwickelt. Wir wollten Vergeltung. Durch Tarvis lief eine Hauptstraße, die von Wien über Graz und Klagenfurt bis nach Venedig führte. Viele Juden flüchteten nach dem Krieg über diese Straße. So kamen viele bei uns in Tarvis vorbei und haben erzählt, was sie erlebt haben.

Was haben Sie erfahren?

Das, was wir heute alle wissen.

Sie meinen Auschwitz, die Vernichtungslager ...

Ja, immer mehr davon kam ans Tageslicht. Und da wusste ich auch: Meine Eltern würde ich nie mehr finden, schon seit 1940 hatte ich keinen Kontakt zu ihnen. Und dann wurde beschlossen, dass man etwas machen muss. Dass man die Leute, die dafür verantwortlich waren, irgendwie fassen und zur Rechenschaft ziehen muss.

Wer hat entschieden, dass man an SS-Mitgliedern Rache nimmt?

Das kann ich nicht genau sagen. Das kam von oben. Eines Tages hat der Kommandant meiner Gruppe gesagt: "Wir haben beschlossen, dass ..." Dann hat man Möglichkeiten gesucht, wie man diese SS-Leute finden kann. Jemand stellte eine Verbindung zu den jugoslawischen Partisanen her. Die kannten viele SS-Leute mit Namen und verrieten uns auch, wo sie wohnten. Die Jugoslawen wussten nicht, was wir mit den SS-Leuten vorhatten.

Was hatten Sie denn mit denen vor? Wie lautete der Auftrag?

Zunächst hieß es: "Bringt den Mann!" Und wir sind los, und wenn wir ihn gefunden haben, haben wir ihn zu uns gebracht. Das hat nicht immer geklappt. Ich weiß noch genau, wie man mich in eine Stadt nach Kärnten geschickt hat. Ich habe gesucht, lange. Hab den Mann aber nicht gefunden.

Gab es einen Plan, den man abgearbeitet hat: Heute holen wir diesen und morgen jenen?

Damit war ich nicht befasst. Mir hat man nur gesagt: "Fahr dahin, such den und bring den her."

Wenn Sie einen Mann gefunden haben, wie lief die Sache dann?

Unsere Gruppe trug eine Binde mit dem David-Stern. Die haben wir abgenommen und eine des englischen Militärs angelegt. Dann sind wir zu dem Haus des gesuchten Mannes, immer abends. Wir klopfen an und fragten: Bist du der und der? Und wenn er dies bestätigte, haben wir ihn aufgefordert: "Komm zum Verhör der englischen Polizei!" Dann hat er sich angezogen und ist uns gefolgt

Haben die Gesuchten immer selbst geöffnet?

Nein. Es waren auch mal Frau und Kinder da.

Wie ging es weiter?

Er musste hinten in einen Lkw einsteigen. Sobald er den Kopf hineingesteckt hat, warfen wir ihn rein und brachten ihn in einen Wald hinter die italienische Grenze. Dort wartete schon das Gericht.

Was war das für ein Gericht?

Da waren zwei, drei Männer aus der Gruppe. Die saßen in einer Hütte. Darunter war einer, der hat gut Deutsch gesprochen, und der hat gewusst, was der SS-Mann ungefähr getan hat. Das, was man von den Jugoslawen gehört hatte.

Wie hat man überprüft, dass er von der SS war?

Das Erste, was wir machten, war: nachschauen, ob der Mann eine SS-Tätowierung am Arm hatte.

Haben die Männer sich gewehrt?

Nein. Wir haben gesagt: "Nimm das Hemd runter!" Dann hat er es runtergenommen.

Drohten Sie mit der Pistole?

Nein, nein. Die Pistole kam erst zum Schluss. Wenn das Gericht entschieden hatte.

Haben Sie gehört, was das Gericht dem Mann vorwarf?

Ich kann's nicht genau sagen. Man hat gefragt: Du warst dort und dort? Ja. Und du

warst dort dabei und hast das gemacht? Ja, ja. So ging das eine halbe Stunde.

Wurden die Angaben überprüft?

Die haben es doch eingeräumt.

Kam auch mal einer davon?

Bei einem Verhör stellte sich heraus, dass er das nicht war. Da haben wir gesagt: "Weißt du was? Lauf davon."

Was passierte mit den anderen?

Man hat gesagt: "Wenn du das gemacht hast, dann musst du dafür bezahlen." Den Schluss hab ich oft selbst gehört, er lautete: "Im Namen des jüdischen Volkes verurteilen wir dich ..." Man hat ihn dann nach draußen gebracht, er musste sein Grab selbst schaufeln, dann wurde geschossen - und er lag drinnen. Fertig. Das ist das, was sich Nakam nennt.

Wie oft waren Sie dabei?

Etwa zehn Mal. Wir waren nicht die Einzigen. Es gab mehrere jüdische Abteilungen.

Haben Sie selbst einen Mann getötet?

Ja.

Wie viele?

Zwei oder drei habe ich allein erschossen. Sonst stand ich daneben, wenn andere geschossen haben.

Wer hat denn entschieden: "Heute musst du töten?"

Es hieß: "Geh, mach." Es war kein Befehl.

Oder haben Sie sich freiwillig gemeldet

Ich habe nicht die Hand gehoben.

Wurde immer mit einem Schuss getötet?

Wenn man mit einem Mann allein ist, reicht ein Schuss mit dem Revolver.

Wurde die Pistole aufgesetzt?

Ja, sicher. Ein Schuss. Und fertig.

Wenn man einem dem Tode Geweihten gegenübersteht, wie schaut der einen an?

Es war finster. Es war in der Nacht, im Wald.

Hat er gefleht?

Nein. Der hat verstanden, dass es das Ende ist. Nach dem Gericht. Er wusste, dass er keine Chance hat.

Schaufelten Sie das Grab zu?

Ich und andere.

Und dann? Haben Sie zusammen getrunken? Darüber gesprochen? Oder war das alles ganz einfach?

Das war ganz einfach. Wir haben gesagt: "Heute sind wir fertig. Wir haben keinen mehr." Dann sind wir zurück ins Dorf gefahren.

Was ging Ihnen durch den Kopf?

Was man fühlt? Die Leute sind da verschieden. Aber nach allem, was ich gehört habe, war das für keinen ein Problem.

Spürten Sie Erleichterung, einen von denen getötet zu haben?

Nein, keine Erleichterung. Das musste getan werden, fertig.

Haben Sie später, nach dem Krieg, über die Rachedaten gesprochen?

Hab nicht viel darüber gesprochen. Warum? Wenn ich heute mit euch spreche, ist das viel.

Sie erzählen von anderen Dingen in Ihrem Leben ausführlich. Aber wenn es um die Hinrichtungen geht, fassen Sie sich sehr kurz.

Ihr wollt noch mehr von den Geschichten? Na gut, ich kann noch eine Geschichte erzählen. Als wir in Italien waren, es muss Spätsommer 1945 gewesen sein, da bekam unsere Abteilung Urlaub. Wir fuhren mit einem Lastwagen auf den Großglockner. Dort entdeckten wir eine kleine Hütte. Wir wollten sehen, wer darin wohnt. Keiner war drin. Wir haben verschiedene Sachen gesehen, die verdächtig waren. Und dann fanden wir zwei Leute, die sich versteckt hatten. Wir sagten: "Hebt den Ärmel!" Und es waren SS-Leute. Die

haben wir zu einem Abgrund gebracht. Ein Tritt, da sind die ein paar Hundert Meter runtergefallen.

Kurzer Prozess im Urlaub?

Es gab ja auch einen Grund.

Haben Sie die vorher noch vernommen?

SS war genug.

Wie haben die Männer reagiert?

Die kamen nicht zum Reagieren. Die haben gewusst, es wird ihnen nicht helfen. Die haben schon gewusst, wer wir sind.

Wie das?

Wir trugen unser Abzeichen, den David-Stern. Wir waren in Uniform.

Wie lange ging das so?

Irgendwann hörten die Engländer von den Aktionen und beschlossen, das Bataillon nach Holland und Belgien zu verlegen.

Hätten Sie lieber noch weitergemacht?

Sicher.

Wann hatten Sie genug?

Das hörte auf, als ich 46 wieder zu Hause war.

Einfach so? Wie kam das?

Bevor wir nach Italien gebracht wurden, hatte ich hier ein Mädchen kennengelernt. Zu ihr wollte ich zurück. 46 sind wir dann zusammen in diesen Kibbuz.

Liebe und Familie haben Sie abgelenkt?

Ja, es waren andere Dinge wichtig. Wir haben geheiratet, die Kinder kamen. Ich hatte wieder Arbeit als Schlosser, meine Freunde waren hier. Da war das andere vorbei.

Haben Sie mit Ihrer Frau über Nakam gesprochen?

Gleich am Anfang, ja.

Was hat sie gesagt?

Sie hat das verstanden.

Und ihre vier Kinder, haben die danach gefragt?

Die wissen über alles Bescheid.

Ist es im Kibbuz mit anderen ein Thema gewesen?

Nein, da wurde nicht viel darüber gesprochen.

Warum? Wollten alle das vergessen?

Scheinbar.

Oder war es auch Scham?

Nein. Wir hatten kein Interesse, darüber zu sprechen.

Mitte der 90er Jahre wurde erstmals über Sie und Ihre Kameraden berichtet, auch in Deutschland. In Nürnberg begann die Staatsanwaltschaft zu ermitteln. Wegen Mordes. Hatten Sie deswegen Sorgen?

Na sicher.

Hatten Sie Angst, dass man Sie belangen könnte?

Ehrlich gesagt: Nachdem das bekannt wurde, bin ich erst mal vorsichtig gewesen.

Vorsichtig? Inwiefern?

Es kamen auch Leute zum Verhör.

Wie? Wer? Zum Verhör?

Der Zinke war hier, vor 10 oder 15 Jahren. Der hat auch hier mit mir in der Küche gegessen.

Peter Zinke? Autor des Buches "Nakam - Jüdische Rache an NS-Tätern"? Der kam zum Interview

Ich wusste doch nicht, was er wollte. So war ich vorsichtig und saß hier mit dem Revolver.

Sie hatten beim Interview einen Revolver?

Ja, hinterm Rücken hatte ich ihn im Hosenbund stecken.

Ach herrje, haben Sie heute etwa auch noch einen ...

... heute nicht mehr. Ich habe den Revolver abgegeben.

Wann?

Vor Kurzem erst, nachdem ich den nicht mehr illegal halten wollte.

Wann haben Sie Ihre Eltern das letzte Mal gesehen?

Im Winter 1938, bevor ich nach Palästina aufgebrochen bin. Meine Mutter ist der Straßenbahn nachgelaufen. Sie war eine gute Mutter.

Haben Sie später erfahren, was aus Ihren Eltern geworden ist?

Nach dem Krieg erfuhr ich, dass mein Vater 1940 nach einem Aufenthalt im Arbeitslager gestorben ist. Von meiner Mutter dachte ich, dass sie nach Polen gebracht worden war. Bis vor drei Jahren glaubte ich noch, dass sie dort irgendwo umgekommen sei.

Aber dann?

Eine deutsche Freundin fand heraus, dass meine Mutter nach Riga gebracht wurde. Dort sind die Menschen in einen Wald geführt worden, wo eine Grube war. Sie wurden erschossen und fielen hinein, einer nach dem anderen. Erschrecken konnte mich nichts mehr. Vielleicht ist sogar erschossen zu werden besser als durch Gas zu sterben. Ich weiß es nicht.

Ihre Familie wurde getötet. Sie haben getötet. Aber Sie sind ein so fröhlicher Mensch!

Was soll ich sagen? Das, was ich gemacht habe, habe ich machen müssen. Ich stehe dazu. Als wir Nakam gemacht haben, wusste ich genau, was ich tue. Wenn heute mit Juden das Gleiche passieren würde, würde ich genau das Gleiche tun. Was die Deutschen damals gemacht haben, war unglaublich.

Bereuen Sie nichts?

Ich bereue nichts. Bei allem, was ich gemacht habe, habe ich mich später gefragt: Habe ich das gut gemacht? Ich war immer zufrieden. Und ich bin es bis heute.

„Ohne unsere Frauen wären wir jetzt tot“

Jürgen Flimm und Jörg Schönbohm hatten Glück, dass ihre Ehefrauen da waren, als sie einen Schlaganfall erlitten. In dieser Situation gibt es einiges zu beachten. Ein Gespräch mit Überlebenden.

Von Benjamin von Stuckrad-Barre und Hajo Schumacher, Die Welt, 23.06.2013

Eine Probephöhne im Dachgeschoss des Berliner Schiller-Theaters. An einem lauen Juniabend begegnen sich Jürgen Flimm und Jörg Schönbohm hier heute zum ersten Mal. Zwei Männer, die sehr unterschiedliche Leben geführt haben, die aber eine fundamentale Erfahrung teilen: den Schlaganfall. Darüber wollen wir heute sprechen. Zwei Flaschen Weißwein stehen im Kühler, von denen im Laufe des zweistündigen Gesprächs aber nur eine getrunken wird, wegen der Gesundheit.

Welt am Sonntag: Die Herren, Taschenkontrolle: Haben Sie Ihre Medikamente dabei?

Jürgen Flimm: Diese Dose (er legt eine Pillendose auf den Tisch) ist vom Thalia-Theater, da waren mal Pfefferminze drin. Die verteilen ja keine Herzpillen.

Jörg Schönbohm: Ich muss morgens und abends Pillen nehmen, aber tagsüber brauche ich keine. Was sind das da für welche?

Flimm: Also, hier haben wir einen starken Blutdrucksenker, wenn der Blutdruck hochmarschiert, haue ich mir die rein. Die hier ist gegen Zucker, dies hier ein Betablocker. Und der Blut-Verdüner, den sollte man immer dabei haben, der war doch eben noch da. Wo ist er denn, der Verdüner?

Welt am Sonntag: Jetzt gerade scheint Ihr Blut dünn genug zu sein, Sie bluten da am Finger, das hört ja gar nicht auf.

Flimm: Ja, es gerinnt nicht mehr so schnell. Die Wunde habe ich mir heute Morgen beim Radieschen-Schneiden zugezogen. Und jetzt geht es wieder los, weil ich drumgespielt habe.

Welt am Sonntag: Der 70-Jährige nimmt durchschnittlich 7 bis 8 Tabletten pro Tag zu sich.

Flimm: Ich nehme sechs, aber davon ein Kombipräparat, drei in einer.

Schönbohm: Ich nehme morgens fünf Tabletten und abends zwei. Die liegen bei uns in der Küche, oben im Regal, über dem Tee.

Welt am Sonntag: 30 Prozent der Schlaganfallopfer sterben innerhalb von vier Wochen, weitere 30 Prozent tragen irreparable Schäden davon. Sie, Herr Flimm, traf es diesen März, und Sie, Herr Schönbohm, im März 2012 – schon ein Wunder, dass wir hier so schön beisammensitzen und plaudern können, oder?

Schönbohm: Oh ja!

Flimm: Ich habe unglaubliches Glück gehabt.

Schönbohm: Das hätte viel schlimmer ausgehen können. Anfangs hatte ich große Schwierigkeiten mit dem Sprechen und Probleme mit dem rechten Arm und dem Fuß, die gehorchten mir nicht. Aber so langsam wird das alles wieder.

Welt am Sonntag: Sie können wieder mit anpacken im Haushalt?

Schönbohm: Geht. Aber mach ich nicht.

(Heiterkeit)

Welt am Sonntag: Als es passierte, saßen Sie im Zug, Herr Flimm.

Flimm: Ja, von Hamburg nach Berlin. Ich wollte gerade die Zeitung umblättern, da kriegte ich plötzlich meinen Arm nicht mehr hoch, und eine gegenüberstehende Dame fragte: "Was ist denn mit Ihnen, junger Mann?"

Welt am Sonntag: Hört das denn nie auf, dass man "junger Mann" genannt wird?

Flimm: Och, ich hab das ganz gern. Es war wie in einem Science-Fiction-Film, meine linke Hand war eine Kralle, das hat mich wahnsinnig erschreckt. Ich habe versucht, sie gerade zu biegen, aber die war wie aus Stahl, sehr merkwürdig.

Schönbohm: Das Unheimliche ist, es tut einem nichts weh.

Flimm: Ja, Bein taub, Arm taub, aber nichts tut weh. Ich habe angefangen zu weinen und zu meiner Frau gesagt: "Ich glaube, ich sterbe!" Ich habe mich an sie gehängt wie ein Kind an die Mutter. Meine Frau sagte: "Du stirbst nicht, du hast einen Schlaganfall."

Schönbohm: Intuitiv, sofort, genau wie meine Frau. Wir saßen morgens am Frühstückstisch und ihr fiel auf, dass ich kein Wort sprach.

Welt am Sonntag: Könnte auch bedeuten: lange Ehe.

Schönbohm: Nicht bei uns. Sie fragte, was los sei, aber ich konnte kaum reagieren. "Beweg dich doch mal!" Nichts. Dann hat sie den Arzt angerufen, ein Taxi bestellt, und ab ins Krankenhaus, zur "Stroke Unit".

Welt am Sonntag: Und wie geht das im Zug?

Flimm: Das ist wahnsinnig gut organisiert, da muss man die Bahn loben. Meine Frau hat dem Schaffner Bescheid gesagt, der hat sofort eine Durchsage gemacht, ob ein Arzt an Bord ist. Dann kam auch bald eine Ärztin und die hat mir gleich das Wichtigste gesagt: nicht einschlafen! Eine Opernliebhaberin aus Dresden war das, also haben wir über den wunderbaren Sänger Olaf Bär gesprochen. Aber ich bin immer weggesackt, wollte nichts lieber als ein bisschen schlafen, das war richtig mollig.

Welt am Sonntag: Aber das durften Sie nicht.

Flimm: Auf gar keinen Fall. Deswegen hat sie mir kalte Tücher aufgelegt, mich wach gehalten und gesagt: Wir sind in 20 Minuten in Spandau. Und in Spandau standen die tatsächlich mit so einem Wägelchen am Gleis und haben mir sofort einen unglaublichen Hammer Sauerstoff verabreicht, das weitet wohl die Gefäße. Ich wurde ins Auto geladen, das war wie im Fernsehkrimi, diese Einstellung von unten nach oben, wenn der Held auf der Bahre liegt.

Welt am Sonntag: Da dachte der Regisseur Flimm: Das ist jetzt ein bisschen viel Klischee?

Flimm: Klar, im Krankenhaus auch, die vorbeirasenden Neonröhren an der Decke, alles genau so, wie man es aus dem Fernsehen kennt.

Welt am Sonntag: Und Sie sind kostenbewusst mit dem Taxi gefahren, Herr General?

Schönbohm: Die paar Schritte zum Taxi konnte ich gehen. Aber auf einmal war alles weg. Im Krankenhaus lag ich 24 Stunden am Tropf. Was da alles reinkommt, weiß ich nicht.

Flimm: Darauf kommt es an, dass man innerhalb von zwei Stunden an diesem Tropf hängt. Das nennen die "Lysieren". Da kommt ein dolles Zeug rein, da wird einem das Hirn durchgewaschen.

Welt am Sonntag: Sie können also einhellig sagen: Es ist gut, verheiratet zu sein. Klares Plädoyer fürs Ehegattensplitting.

Schönbohm: Kann man wohl sagen.

Flimm: Ohne meine Frau wäre ich sofort eingeschlafen. Und in Leipzig hätte der Schaffner gesagt: Hallo Sie, aufwachen, Endstation. Ich hätte vielleicht noch gelebt, aber wahrscheinlich schwer behindert.

Welt am Sonntag: Welche Einschränkungen spüren Sie heute noch?

Schönbohm: Tennis kann ich nach wie vor nicht spielen, was mich sehr fuchst. Mir fehlt die Kraft. Ich übe jede Woche mit einem Trainer, aber es geht noch nicht. Ich fahre viel Rad, um fit zu werden.

Flimm: Das kommt wieder.

Schönbohm: Man macht Fortschritte, aber sehr, sehr langsam.

Flimm: Mein kleiner Finger ist noch nicht richtig gehorsam, und der daneben auch nicht. Ich habe schon zum Barenboim gesagt: Unser vierhändiges Konzert wird nicht klappen. Da hat er gesagt: Es gibt auch Konzerte für Dreihand.

(Heiterkeit)

Flimm: Ich habe so wahnsinnig abgenommen, 15 Kilo, dass ich jetzt den Ehering auf einem anderen Finger tragen muss. Aber der Gewichtsverlust ist ja gut für den Blutdruck, gut für den Zucker, für alles gut.

Welt am Sonntag: Haben Sie sich neue Anzüge gekauft?

Flimm: Nein, die alten passen endlich wieder. Wunderbare Aha-Erlebnisse. Einige Gürtel haben nicht genügend Löcher – herrlich. Das größte Problem ist, dass ich so schnell müde werde, wahnsinnig schnell.

Schönbohm: Geht mir auch so.

Flimm: Wenn ich mittags nicht zwei, drei Stunden schlafe, geht gar nichts.

Schönbohm: Ich schlafe eine Stunde. Das ist für mich vollkommen neu. Ich habe 74 Jahre lang mittags nicht geschlafen, immer aktiv. So, dann Schlaganfall, jetzt bin ich bald 76 – und brauche mittags eine Stunde Schlaf.

Flimm: Bei euch Politikern ist das ja ein solches Wahnsinnspensum, was ihr da wegarbeitet. Oh mein Gott, furchtbar.

Schönbohm: Einen Mittagsschlaf brauche ich nicht, dachte ich immer. Aber nun lege ich mich jeden Tag mittags eine Stunde hin, das ist ganz prima.

Flimm: Mittagsschlaf ist wunderbar. Ab aufs Sofa, herrlich.

Schönbohm: Ich genieße das jetzt auch. Vorher fand ich das absurd.

Welt am Sonntag: Das haben Sie sich früher nicht erlaubt, oder? Wer sich mittags hinlegt, ist doch Sozialdemokrat.

Schönbohm: Exakt.

(Heiterkeit)

Flimm: Oder Italiener!

Welt am Sonntag: Der Bewältigungsklassiker tapferer Schlaganfallpatienten lautet: "Der Schlag war ein Schuss vor den Bug."

Flimm: Von wegen Bugschuss. Das war ein Volltreffer!

Schönbohm: Volltreffer, jawohl. Ich habe viel gegrübelt. Was war das jetzt? Wie geht es weiter? Ich muss den Rest meines Lebens gesünder leben. Aber ich hab mir auch gesagt: Mensch, jetzt musst du dich endlich mal um die Familie kümmern. Im Grunde genommen war es heilsam. Es hat mir geholfen. Jetzt ist es gut.

Flimm: Ich habe neuerdings erstaunliche Anfälle von Fröhlichkeit. Weil ich so unglaublich froh bin, dass ich dem Tod entronnen bin. Noch mal Verlängerung bekommen. In der Reha sah man ja jeden Tag diese bedauernswerten Patienten, die es viel härter getroffen hat. Ich dachte nur, guck an, dem bist du entronnen.

Welt am Sonntag: Gummibälle kneten, Wassergymnastik – es fällt nicht leicht, sich Sie beide als eifrige Reha-Patienten vorzustellen.

Flimm: Ich lasse mich sehr ungern rumkommandieren, und ich nehme mal an, der General erst recht nicht.

Schönbohm: Furchtbar ist das. Im Bademantel da unter all den Leuten, und dauernd hieß es: "Ach, Herr General ...". Es war furchtbar, und dann habe ich gesagt, nee, da gehe ich nicht mehr hin.

Welt am Sonntag: Schlaganfall, Klinik, Reha – kurzum: totaler Kontrollverlust. Für Macher-Typen wie Sie besonders hart.

Schönbohm: Aber es war letztlich gut. Es war zu dem Zeitpunkt richtig.

(Flimms Handy klingelt, er schaut aufs Display)

Flimm: Natascha von der PanAm-Lounge ruft mich an, sie will mich sicher zu einer super Party einladen, wo ich dann doch nicht hingehere. Man kann gesünder leben, ist ja nicht so schwer. Bei der Vorbeugung, da habe ich geschludert. Ich trinke jetzt gar kein Bier mehr, und meine Kohlehydrate halte ich unter Kontrolle.

Welt am Sonntag: Der Schlaganfall sagt: Pass mal auf, mein Freund, du hast toll die NVA abgeschafft, du hast toll in Salzburg den Intrigantenstadl gemanagt, aber dich selbst hast du nicht so gut gemanagt – ein Vorwurf an den Inhaber des Körpers.

Schönbohm: Ja, das ist ganz eindeutig so. Das ist ein massiver Vorwurf, aber ohne Vorwarnung. Man merkt ja vorher nichts, das ist ja das Fatale. Und dann auf einmal kommt es dicke.

Welt am Sonntag: Und jetzt essen Sie mehr Salat?

Flimm: Ich rauche nicht mehr. Ganz aufgehört, ganz locker.

Welt am Sonntag: Hätte Ihnen auch mal zwanzig Jahre vorher einfallen können.

Flimm: Ist mir auch schon vorher eingefallen, aber ich war zu doof.

Schönbohm: Ich habe ganz wenig geraucht, mal Zigarre, Zigarillo. Beim Lebenswandel habe ich mir keinen Vorwurf gemacht, allerdings sehr wohl den, dass ich mich immer zu viel auf die Arbeit konzentriert habe und zu wenig Zeit mit meiner Familie verbracht habe. Ich habe keine Ruhephasen gehabt, nie. Ich habe zeit meines Lebens gearbeitet. Das war auch gut, es hat mich erfüllt und war erfolgreich. Aber jetzt habe ich die Konsequenz aus dem Schlaganfall gezogen, dass ich es absolut ruhig angehen lasse.

Welt am Sonntag: Stellen Sie sich mal vor, die Offiziere hätten damals zu Ihnen gesagt: Herr General, wir treten jetzt mal ab zum Mittagsschläfchen.

Schönbohm: Ich hätte denen den Marsch geblasen, ganz sicher.

Flimm: Ich nicht. Meine Mutter war Ärztin, und die hat gesagt: Leg dich jeden Tag eine halbe Stunde hin, du wirst merken, wie gut das für dich ist. Habe ich auch öfter gemacht.

Welt am Sonntag: Aber wenn Sie mit Gerhard Schröder zusammensaßen, und dann kam eine Flasche Rotwein auf den Tisch, da haben Sie nicht gesagt: Nein danke, ich muss jetzt ins Bett. Sie haben nicht durchgängig auf Ihre Mutter gehört.

Flimm: Kann man auch nicht. Und der schrödersche Rotwein war nicht der schlechteste.

Welt am Sonntag: Hat sich Schröder gemeldet, als Sie im Krankenhaus lagen?

Flimm: Ja, er hat mir ein Briefchen geschrieben, einen sehr netten Brief.

Welt am Sonntag: Und Sie, Herr Schönbohm, bekamen eine SMS von der Kanzlerin?

Schönbohm: Nee. Sie hat mir zum 70. Geburtstag gratuliert, aber danach kam nichts mehr.

Welt am Sonntag: Hat irgendein Würdenträger der Partei Sie am Krankenbett besucht?

Schönbohm: Nein.

Welt am Sonntag: Nicht mal Blumen von Pofalla?

Schönbohm: Ach, Quatsch. Schäuble hat mir geschrieben, immerhin.

Welt am Sonntag: Schwaches Bild für eine wertkonservative Partei.

Schönbohm: Die hatten keine Zeit.

Flimm: Jaja, keine Zeit – das würde uns jetzt nicht mehr passieren. Mich kam jeden zweiten Tag der Barenboim besuchen. Wirklich nett. Der hat sich die Zeit genommen.

Schönbohm: Ich habe erstaunlich viele Briefe bekommen von wildfremden Menschen. Die haben mir Mut gemacht, mir Kraft gewünscht, das hat mich richtig angerührt. Da dachte ich, irgendwas muss ich wohl richtig gemacht haben in meinem Leben.

Welt am Sonntag: Haben sich alte Kameraden von der Bundeswehr gemeldet?

Schönbohm: Ja, und Thomas de Maizière hat mir einen sehr netten Brief geschrieben. Die Bundeswehr hat wirklich erstaunlich reagiert. Da gibt es Kameradschaft.

Welt am Sonntag: Solange die kein Essen schicken. Was ist schlimmer: Bundeswehressen oder Krankenhausesen?

Schönbohm: Alles gut zu seiner Zeit.

Welt am Sonntag: Sie sind verdächtig dankbar.

Schönbohm: Ja.

Welt am Sonntag: Ist das der neue Schönbohm?

Schönbohm: Ich bin dankbar dafür, dass ich jetzt 76 Jahre alt werde, dass ich so viel erlebt habe, dass ich weitgehend gesund bin. Und dass Leute an mich gedacht haben.

Flimm: Ich habe auch wahnsinnig viele Briefe bekommen und Mails und Anrufe und SMS, das war schön, das hilft einem in so einer Lage sehr, weil man merkt: Du wirst vermisst.

Schönbohm: Ja, du bist noch nicht abgeschrieben.

Flimm: Als ich zurück ins Schiller-Theater kam, hatten sie ein großes Plakat in mein Büro gehängt: Bienvenue, welcome. Schön, zu merken, dass die froh sind, dass man wiederkommt.

Welt am Sonntag: Hat der Schlaganfall Sie verändert?

Flimm: Das war meine größte Angst, dass ich auf irgendeine Weise skurril werde, eine merkwürdige Figur.

Welt am Sonntag: Das waren Sie aber ja immer schon.

(Heiterkeit)

Flimm: In der Reha hieß es: Wir müssen Ihren Kopf auch mal testen.

Welt am Sonntag: Hört man ungern, oder?

Flimm: Ja, absolut. Aber die Tests waren ganz lustig. Zahlenreihen und Zeichenreihen, wo man den Fehler finden muss. Das Resultat: Ich bin nicht blöd, ich bin über der Norm.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, mussten Sie auch Tests machen?

Schönbohm: Nein, aber ich habe Angst gehabt, dass ich meine Sprache verliere, mein Elixier.

Welt am Sonntag: Zu den rein körperlichen Folgen gesellt sich häufig die sogenannte Post-Stroke-Depression.

Schönbohm: Depression würde ich das nicht nennen, sondern es war Nachdenklichkeit.

Flimm: Man kriegt diese Aufheller-Medikamente dagegen, Happy Pills.

Welt am Sonntag: Waren die gut?

Flimm: Oh ja!

Schönbohm: Die habe ich nicht bekommen.

Flimm: Man wird ein bisschen wurschtig davon. Ich habe dieselbe Angst gehabt wie Sie: Was passiert mit dir, wenn du hier rauskommst, wie geht es weiter? Depression würde ich das auch nicht nennen. Vielleicht trifft es ein altes deutsches Wort: eine kleine Niedergeschlagenheit.

Welt am Sonntag: Man sitzt da als gestandener Mann im Therapieraum und muss Kleinkind-Fähigkeiten neu erlernen. Auch nicht gerade stimmungsaufhellend.

Flimm: "Puppe", ich musste immer wieder P – u – p – p – e sagen.

Welt am Sonntag: Und dafür kommt dann eine Therapeutin?

Flimm: Die sind alle wahnsinnig nett. Am schönsten war die Hand-Massage.

Welt am Sonntag: Schwer vorzustellen, dass General Schönbohm morgens mit einer Logopädin "Lalala" singt.

Schönbohm: Nein. Es hieß: "Sprechen Sie nach."

Welt am Sonntag: Man muss doch "Lalala" machen!

Schönbohm: Nein, ich nicht.

Flimm: Ein General macht nicht "Lalala". Ich musste "Puppe" sagen, "Puppe", immer wieder "Puppe".

Schönbohm: Also das habe ich sehr konsequent gemacht, weil ich sehr viel Ehrgeiz hatte, wieder sprechen zu können.

Welt am Sonntag: Welches Wort können Sie nicht mehr hören? Welches mussten Sie immer wiederholen?

Flimm: Pundeswehr.

(Heiterkeit)

Welt am Sonntag: Und plötzlich brauchen Sie einen Rollator und Hilfe beim Zähneputzen und eine Urinflasche. Man wird also schon vorm Frühstück dreimal gedemütigt.

Schönbohm: Ganz schrecklich.

Flimm: Urinflasche ist die größte Demütigung, die die deutsche Gesundheitsgeschichte erfunden hat.

Welt am Sonntag: Ist das eine deutsche Erfindung?

Flimm: Das kann nur eine deutsche Erfindung sein, das ist so gemein.

Welt am Sonntag: Was ist so gemein daran?

Schönbohm: Hören Sie bloß auf! Die Erinnerung reicht schon.

Flimm: Sie können ja mal einen Selbstversuch machen. Sie müssen flach liegen dabei. Und nicht in einem erregten Zustand, wozu Sie ja als junger Mann sehr wohl fähig wären, sondern richtig entspannt. Dann wissen Sie, was das für ein Marter-Instrument ist.

Welt am Sonntag: Die Vorstellung, wie man da liegt mit dieser Flasche ...

Schönbohm: ... Verbieten Sie ihm jedes weitere Wort ...

Welt am Sonntag: ... denkt man sich dann: Was soll der ganze Mist? Wozu?

Flimm: Man flucht: Was soll der Scheiß? Verdammte Unzucht! Ungefähr eine halbe Stunde lang – das ist schrecklich.

Welt am Sonntag: Es nützt nichts, die komischen Aspekte zu sehen?

Schönbohm: Da habe ich überhaupt keinen Humor mehr gehabt.

Flimm: Ich auch nicht.

Welt am Sonntag: Wann haben Sie das erste Mal gedacht: Das ist schon auch lustig, wie ich gerade "Pundeswehr" sage oder daneben pinkle?

Schönbohm: Das kam ganz spät. Erst als ich in der Reha war.

Welt am Sonntag: Sind Sie eigentlich privat versichert, Herr Flimm?

Flimm: Nein.

Welt am Sonntag: Ein ordentlicher Sozialdemokrat.

Flimm: Als ich mich versichert habe, da war ich noch kein Sozialdemokrat. Und jetzt bin ich keiner mehr.

Welt am Sonntag: Aber Sie haben so eine Krankenzusatzversicherung?

Flimm: Nein.

Welt am Sonntag: Dann kommt der Chefarzt einfach gern rein, weil Sie Flimm sind?

Flimm: Das passiert.

Welt am Sonntag: Skandal – Flimm hat Promibonus.

Flimm: Im deutschen Gesundheitswesen kriegst du nichts geschenkt. Ich zahle das obendrauf, privat, wenn ich ein Zweibett- oder ein Einbettzimmer bekomme.

Welt am Sonntag: Sie sind nicht so der Versicherungstyp.

Flimm: Ich verstehe das alles nicht. Ich habe aber eine Frau, die versteht das.

Welt am Sonntag: Herr General, Sie sind privat versichert?

Schönbohm: Ja, über die Bundeswehr. 70 Prozent zahlt die Beihilfe, 30 Prozent zahlt die Versicherung, aber das kommt nicht ganz hin. Fürs Einzelzimmer zahle ich noch ein bisschen drauf.

Flimm: Im Zweibettzimmer kommt es darauf an, dass Sie als Erster einschlafen, damit Sie auch als Erster schnarchen – das ist die Zweibettzimmer-Strategie.

Welt am Sonntag: Wie geht der schrecklichste Schwestern-Satz?

Flimm: "Klingeln Sie bitte nicht so oft." Die Intensivstation ist die lauteste Station mit den kränksten Leuten, da ist immer Halligalli, es ist unfassbar. Also habe ich geklingelt und gesagt: "Könnten Sie mal die Tür zumachen?", und da heißt es: "Klingeln Sie bitte nicht so oft." Ein furchtbarer Satz. Da wird einem das ganze Elend dieser Situation bewusst.

Welt am Sonntag: Würden Sie sagen, Sie sind angenehme Patienten?

Schönbohm: Ja, natürlich.

Flimm: Schauen Sie uns an. Wir sind beide wahnsinnig nette Patienten.

Schönbohm: Ich möchte vor allem nicht immer angesprochen werden.

Welt am Sonntag: "Wie geht's uns denn heute, Herr General?"

Schönbohm: Genau das möchte ich nicht.

Flimm: Die Schwestern mussten bei Ihnen salutieren.

Schönbohm: Das müssen sogar Sie, Herr Flimm. Aber ich kann mich nicht beklagen, die waren alle nett zu mir, die Ärzte, die Schwestern, alle. Es war wirklich angenehm, sehr angenehm.

Welt am Sonntag: Gab es hübsche Krankenschwestern?

Flimm: Bei den Turntanten, da waren ein paar nette dabei.

Welt am Sonntag: Umso blöder, da relativ unerotisch auf einem Gummiball zu sitzen.

Flimm: Du gehst in die Muckibude, machst Kraftübungen, weil die Beine irgendwann so dünn sind, und dann gab es so Sachen im Wasser, habe ich sehr gern gemacht, 30 Grad,

herrlich, wie eine Badewanne. Der Arm und die Hand waren ja nicht so doll, da musste man Bälle fangen. Ich fand das ganz toll.

Welt am Sonntag: Machen Sie Ihre Reha-Übungen noch?

Flimm: Ich habe mir einen Hüpfball gekauft und für zu Hause ein kleines Fahrrädchen, das ist schön beim Fernsehen.

Schönbohm: Ich fahre draußen Rad, an der frischen Luft, 40, 50 Kilometer. Ich kann das zu Hause nicht.

Flimm: Zehn Minuten, mehr muss man ja nicht machen. Und dann guckt man sich das schöne Programm an, "Rote Rosen" zum Beispiel.

Schönbohm: Was ist das?

Flimm: Sie kennen "Rote Rosen" nicht? Das ist hinreißend, eigentlich immer dasselbe: Einer liebt den anderen, und sie geht weg oder kommt wieder.

Welt am Sonntag: Und dann sagt einer: "Ich bin dein Vater."

Flimm: Genau, und dann umarmen sie sich. Finito. Mehr kann man darüber kaum sagen, das ist alles immer so gleich. Die deutschen Soaps können Sie alle nacheinanderschalten, und es passt immer aneinander, wirklich toll.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, wann haben Sie sich erstmals wieder getraut zu telefonieren mit den anfangs doch argen Sprach-Beeinträchtigungen?

Schönbohm: Das ist mir ganz schwergefallen. Ich hab zu meiner Frau gesagt: Ich geh nicht ans Telefon. Und dann bin ich doch ans Telefon gegangen, aber es war mir in der ersten Zeit sehr unangenehm, weil ich Angst hatte, die können mich nicht verstehen, ich stottere zu sehr. Es hat lange gedauert, bis das wieder weg war.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, was war Ihr Problem?

Flimm: Die linke Seite des Gesichts ermüdet rasch. Die hängt immer noch ein bisschen, wenn man genau hinguckt.

Welt am Sonntag: Ihre Stimme ist jetzt ein bisschen höher als vorher, oder?

Flimm: Nein, ich war immer Tenor.

Schönbohm: Mich hat das sehr beschäftigt, dieser Gedanke: Hoffentlich merken die Leute das nicht. Ganz blöd eigentlich, die wissen das ja, trotzdem hat mich das wahnsinnig gestört.

Welt am Sonntag: Und dann sagen die Leute: "Ach, du sprichst doch schon wieder ganz schön!"

Flimm: Das macht es dann noch schlimmer! Mitleid kann auch nerven.

Schönbohm: Ganz furchtbar, ja.

Welt am Sonntag: Da überlegt man sich den ersten öffentlichen Auftritt gut. Herr Flimm, Sie mussten dann eine Pressekonferenz geben.

Flimm: Da ging es mir schon ganz gut, aber ich musste mich wahnsinnig konzentrieren, und hinterher war ich kaputt.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, Sie waren bei einer Ausstellungseröffnung in Potsdam.

Schönbohm: Aber ohne Sprechrolle.

Welt am Sonntag: Man muss ausstrahlen: Ich bin wieder an Deck, ganz der Alte!

Schönbohm: Zunächst gucken mal alle. Was ist los mit dem Schönbohm? Auf welchem Stand ist der jetzt? Ist der noch so zackig? Oder zieht der das Bein nach? Die Leute gucken ganz voyeuristisch auf einen drauf.

Welt am Sonntag: So hätten Sie ja auch geguckt.

Schönbohm: Nein.

Welt am Sonntag: Wenn einer einen Schlaganfall hatte, will das Volk ihn sabbern sehen.

Flimm: Die Abweichung von der Norm ist immer interessant.

Welt am Sonntag: Und alle haben Angst: Vielleicht erwischt es dich bald selbst.

Schönbohm: Schön immer Blut untersuchen lassen.

Flimm: Nicht zu fett essen. Und aufpassen, dass der Zucker nicht so hoch ist, denn Zucker ist die böseste aller Krankheiten. Der Zucker, sagt mir mein Kardiologe, vor dem habe ich Respekt, Zucker ist ein Riesenproblem in unserer Gesellschaft.

Welt am Sonntag: Neulich im Café erzählten Sie mir, Sie dürften keinen Honig essen, dann wandten Sie sich an den Kellner und sagten: Ich hätte gern einen Apfelkuchen.

Flimm: Ja, das ist bei mir ein richtiges Problem. Ich bin ein Süßigkeitenmensch. Das hat was zu tun mit der Nachkriegszeit, das können sich die heutigen jungen Menschen gar nicht mehr vorstellen, wie elendig damals die Zeit war. Als die Amis kamen mit ihren Jeeps, und da flogen diese Hershey-Schokoladen runter, die heute noch genauso aussehen wie damals, diese etwas größeren Riegel mit dieser großen Silberschrift, die musstest du kriegen. Ich habe zu dem Süßen ein richtig krankhaftes Verhältnis, ich könnte den ganzen Tag Schokolade essen. Wenn ich mit dem Auto fuhr früher, habe ich mir an der Raststätte eine Rittersport mit Nuss gekauft, die sollte neben mir liegen bis Nürnberg, aber vor der nächsten Ausfahrt war die weg. Nun ist meine Frau auch noch Imkerin geworden und macht bei uns auf dem Land Honig. Schön für sie und brutal für mich.

Welt am Sonntag: Natürlich probieren Sie.

Flimm: Nein, gar nicht. Ich esse mal einen Apfelkuchen, aber keinen Honig mehr.

Schönbohm: Das kann ich mit Freuden machen.

Flimm: Sie Glücklicher!

Schönbohm: Ich mache es nicht, aber ich könnte es machen.

Welt am Sonntag: Dafür dürfen Sie keine Zigarillos mehr rauchen?

Schönbohm: Ich darf, ich rauche ab und zu mal eine, abends auf der Terrasse, in meinem Garten, da habe ich auch eine Flasche Wein.

Welt am Sonntag: "Flasche Wein" heißt: Es sind viele Leute da, Sie trinken gemeinsam eine Flasche Wein?

Schönbohm: Nee, nee, allein mit meiner Frau. Und meine Frau trinkt keinen Wein.

Flimm: Schönbohm, alter Junge!

Welt am Sonntag: Haben Sie ein schlechtes Gewissen?

Schönbohm: Kein Stück! Der bekommt mir gut. Ich weiß nicht, ob ich das darf, aus ärztlicher Sicht. Aber da frage ich nicht nach.

Flimm: Mancher Verzicht fällt schon sehr schwer. Wenn ich in meine Heimatstadt Köln zurückkäme, würde ich vorher den Kardiologen anrufen und sagen: Hör mal zu, kann ich nicht mal ein bisschen Kölsch trinken? Nach dreien kann man noch Auto fahren. Aber mit Kölsch geht es ja schnell, schon ist man bei 15.

Welt am Sonntag: Neben diesen Ernährungssachen lautet der nächste Super-Tipp: kürzertreten.

Flimm: Das beherzige ich auch. Neulich hatten wir zum Beispiel diesen Hauptkampftag mit der "Staatsoper für alle", abends noch eine Premiere, da bin ich am nächsten Tag zu Hause geblieben. Wäre früher nicht vorgekommen.

Welt am Sonntag: Und warum haben Sie sich das früher nicht zugestanden?

Flimm: Das hat mich nicht belastet. Das war ja auch schön, so durch die Gegend zu schießen, das war Lust. Spaß. Ich bin kein Pflichtmensch. Außerdem bin ich auch ein extrem fauler Mensch, kann man an meiner Schulkarriere ablesen.

Welt am Sonntag: Gibt es nach dem Schlaganfall Dinge, die einem so richtig egal sind?

Schönbohm: Ich musste früher zu vielen Themen eine Meinung haben. Habe ich auch gehabt. Jetzt muss ich keine Meinung mehr haben. Jetzt entscheide ich, wozu ich eine Meinung habe und wozu nicht.

Welt am Sonntag: Wozu haben Sie keine Meinung?

Schönbohm: Ach Gott, das führte jetzt zu weit.

Welt am Sonntag: Energiewende?

Schönbohm: Dazu habe ich eine Meinung, ja. Ich halte sie für falsch.

Welt am Sonntag: Sie würden die Atomkraftwerke wieder anstellen?

Schönbohm: Ja.

Welt am Sonntag: Bedeutet Ihnen die Partei noch etwas, Herr Schönbohm?

Schönbohm: Egal ist mir die CDU nicht, aber ich gehe nicht mehr mit.

Welt am Sonntag: Treten Sie auf im Bundestagswahlkampf?

Schönbohm: Ach, die SPD ist so schlecht, dass es auch ohne mich reichen wird.

Welt am Sonntag: Ärgern Sie sich noch?

Schönbohm: Ja, das ist auch gut so.

Flimm: Muss ja sein.

Welt am Sonntag: Haben Sie Ihren Frieden mit Frau Merkel gemacht?

Schönbohm: Sie ist eine gute Bundeskanzlerin, aber keine gute Parteivorsitzende.

Flimm: Sie ist den Konservativen zu sozialdemokratisch, das verstehe ich ja auch.

Welt am Sonntag: Gibt es Sachen, die Sie noch erledigen müssen? Mount Everest oder Jakobsweg?

Flimm: Meine Memoiren, da sitze ich dran. Überhaupt, ich würde gern viel mehr Bücher schreiben, über die ästhetische Entwicklung des Theaters oder Kurzgeschichten. Dann würde ich gern ein Buch herausgeben mit dem Titel "Die verpasste Gelegenheit".

Welt am Sonntag: Hätten Sie selbst eine Geschichte beizutragen?

Flimm: Wir alle, jeder! Was war die größte verpasste Gelegenheit Ihres Lebens, von der Sie wissen: Wenn es geklappt hätte, wäre Ihr Leben grundlegend anders verlaufen? Da habe ich ein paar auf Lager, auch amouröser Art.

Welt am Sonntag: Bereuen Sie eher, dass Sie Sachen getan oder dass Sie Sachen nicht getan haben?

Flimm: Nicht getan.

Welt am Sonntag: Sagen Sie mal Ihr Kapitel aus den "Verpassten Chancen".

Flimm: Nein, das sage ich nicht.

Welt am Sonntag: Kulturstaatsminister bei Schröder.

Flimm: Nein, das habe ich nie gewollt. Er hat mich damals angerufen, der Schröder, bei einer Probe in Schwetzingen. "Komm, mach du das doch!", aber ich habe gesagt: "Ich kann das nicht, ich bin kein Mann für Gremien." Dann wurde es Naumann, und das war ein guter Einfall. Von mir und Stefan Aust ausgekungelt.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, müssen Sie auch noch ein Buch schreiben?

Schönbohm: Nein. Ich muss keins mehr schreiben. Das wäre zu viel Arbeit. Ich will mich jetzt nicht wieder Stress aussetzen. Ich will locker leben. Ich habe ja alles gemacht, meine Autobiografie geschrieben, und jetzt, für die Enkelkinder, haben wir, hat meine Frau ein Album gemacht: wir, unser Leben, mit Bildern. Ich muss nichts mehr machen. Ein Gefühl, an das ich mich noch gewöhnen muss. Aber schlecht ist das nicht.

Welt am Sonntag: Bei welchen früheren Gegnern müssen Sie sich noch entschuldigen?

Schönbohm: Ich glaube, ich brauche mich bei niemandem zu entschuldigen.

Welt am Sonntag: Sie sind im Reinen mit sich?

Schönbohm: Ja.

Flimm: Das nennt man Weisheit, wenn man keine Angst mehr hat.

Schönbohm: Vor sieben Jahren, vor vier Jahren, da habe ich noch allen zwischen die Hörner gekloppt. Ich habe für Stimmung gesorgt.

Flimm: Das fand ich immer sehr sympathisch an Ihnen. Dass Sie so mittendrin waren im Getümmel.

Schönbohm: Aber jetzt sage ich wie ein alter Bauer: Ich gucke in Ruhe auf die Landschaft, und das Tagwerk können jetzt mal schön die anderen machen.

Welt am Sonntag: Gibt es etwas, das Sie Ihren Kindern mitgeben?

Schönbohm: Ich habe ja 53 Jahre Ehe vorzuweisen, das ist für die Kinder ein großes Vorbild. Ich habe eine ganz wunderbare Frau. Dann die Botschaft: Übt immer Ehr' und Redlichkeit. Das habe ich immer gemacht, Ehr' und Redlichkeit. Beständig, zuverlässig, das war ich immer.

Flimm: Beständigkeit nennt man heute Nachhaltigkeit.

(Heiterkeit)

Schönbohm: Jedenfalls habe ich gerade mein Testament gemacht mit meiner Frau.

Welt am Sonntag: Nach dem Schlaganfall?

Schönbohm: Ja, und vor der nächsten Herzoperation, da ist das alles aufgeteilt, alles ganz prima. Die Kinder haben das Testament schon bekommen, haben es gelesen und für gut befunden.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, haben Sie Ihr Testament auch schon gemacht?

Flimm: Ja, so ein bisschen.

Welt am Sonntag: Wie kann man denn ein bisschen Testament machen? Dann kriegen alle einen Opernführer?

Flimm: Das ist doch ein tolles Erbe. Ich möchte gern noch eine Patientenverfügung machen.

Welt am Sonntag: Das schiebt man gern vor sich her, oder?

Flimm: Ja, aber das muss man regeln, bevor der Moment kommt, dass man da liegt und kann nicht mehr piep sagen und ist fast tot, dann muss das jemand in die Hand nehmen.

Schönbohm: Mein Sohn ist Arzt, ich habe gesagt: "Mach du das doch." Da sagt er: "Ich wohne da oben in Schleswig-Holstein, ich mach das nicht."

Flimm: Dann muss er da runterkommen zwei Tage und den Stecker rausziehen. Also meine Stieftochter, die Ärztin ist, die ist dafür zuständig, den Stecker rauszuziehen. Auch jetzt war die sofort da, bei meinem Schlaganfall. Jeder Mensch braucht den oder die, der sagt, jetzt ist gut, jetzt darf er sterben, wir wollen keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr, er kommt eh nicht mehr zurück.

Schönbohm: Ich hab's noch nicht, aber ich bin auch dabei.

Welt am Sonntag: Das ist der große Horror, dass man noch zehn Jahre vor sich hindämmert.

Flimm: Ja, im Wachkoma oder so was. Das passiert öfter, als man denkt.

Schönbohm: Meiner Mutter ist es so passiert. Drei Jahre lang. Meine Schwester hat sie gepflegt, da war meine Schwester großartig, meine Schwester und ihr Mann. Aber das will ich meinen Kindern ersparen, das will ich nicht.

Flimm: Ich auch nicht.

Welt am Sonntag: Herr Flimm, bei der Arbeit an Ihren Memoiren, in welchem Jahr bewegen Sie sich gerade?

Flimm: Ich bin in meiner Kindheit, da ist es am schönsten. Ich hatte eine sehr selbstständige Kindheit, meine Eltern haben gearbeitet wie die Blöden, die beiden waren Ärzte. Das Wohnzimmer wurde zum Wartezimmer, die anderen Zimmer wurden alle irgendwie umgedreht. In der Küche war das Labor.

Welt am Sonntag: Waren Sie da mit dem Sterben konfrontiert, im Arzthaushalt?

Flimm: Jaja, ununterbrochen. Krebs kam damals zum ersten Mal wirklich ins Bewusstsein.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, wie war das bei Ihnen damals auf der Flucht? War der Tod allgegenwärtig?

Schönbohm: Wir haben das als Kind nie so wahrgenommen. Wenn ein Flugzeug abgestürzt ist, haben wir gesehen: Da lagen die toten Soldaten. Und auf der Flucht haben wir auch Tote gesehen. Aber das hat mich nicht beschäftigt.

Welt am Sonntag: Wenn jetzt das Ende in Sichtweite gerät, wann auch immer es sein wird, denkt man dann öfter an die Kindheit?

Flimm: Ich denke sehr viel an die Kindheit, wahnsinnig viel. Da ist die Heimat. Das hat der Bloch schon richtig beschrieben. Da sind die Friedhöfe, da sind die Gräber, da ist die alte Kirche von früher, in der ich konfirmiert wurde.

Welt am Sonntag: Wollen Sie in Köln begraben werden?

Flimm: Nein, ich möchte schon da bei uns oben begraben werden, wo ich das Haus auf dem Land habe, mit dem Blick auf die Elbe. Aber trotzdem hat diese Rückbesinnung auf die Kinderzeit ja etwas Paradiesisches. Da ist man aufgehoben, die Umarmungen sind ja nie genug, die man als Kind kriegt. Ich habe das nicht immer so geschätzt, aber je älter ich

werde, desto mehr schätze ich das, diesen Rückblick. Wenn wir aufs Land fahren, zu den Verwandten, und da war ein Riesenbauernhof, und da stank es immer nach Mist, das rieche ich bis heute noch wahnsinnig gern. Wir haben ja von 1945 bis 1949 auf dem Dorf gelebt.

Welt am Sonntag: Gülle?

Flimm: Ja, Gülle riecht wahnsinnig gut.

Welt am Sonntag: Herr Schönbohm, was ist Ihr Kindheitsgeruch? Erdbeeren?

Schönbohm: Nein, Schafe und Ziegen.

Flimm: Das verstehe ich gut.

Schönbohm: Wir hatten Ziegen, die Nachbarn Ziegen und Schafe. Da wurde beim Bauern einem Hahn der Kopf abgeschlagen, und der flog noch weg, der Hahn, ohne Kopf. Das waren Erlebnisse, die sich einprägten und jetzt wieder hervorkommen.

Flimm: Ja, die alte Zeit. Man hat sie ganz präsent jetzt, merkwürdig.

Welt am Sonntag: Langzeitgedächtnis intakt, schwierig wird es bei: "Wo ist meine Brille?"

Flimm: Ist ja auch viel schöner. Ich habe mir mal vor einiger Zeit überlegt: Wann hast du zum ersten Mal wirklich das Gefühl von Schuld entwickelt als Kind? Also wann hat man zum ersten Mal was Schlimmes angestellt?

Welt am Sonntag: Und was für ein Ding haben Sie da gedreht?

Flimm: Ich hatte von einem Nachbarn einen Stock geschnitzt bekommen. Stöcke waren für mich das Allertollste als kleiner Junge.

Welt am Sonntag: Aber das ist ja nicht verboten.

Flimm: Nein, aber ich hatte ihn falsch hingestellt, hinter eine Tür. Und dann ist er umgefallen, und meine Oma, meine geliebte Großmutter, die ist über den Stock gestolpert und hat sich das Bein gebrochen. Das war furchtbar: Sie lag da, ich habe das alles vor mir. Ich weiß noch genau, was für ein Kleid sie anhatte, ein graues Kleid mit so einer Brosche, und dann kam das Rote Kreuz und hat sie abgeholt.

Welt am Sonntag: Und allen war klar: Das war der Jürgen?

Flimm: Ja, Jürgen hat nicht aufgepasst, patsch, hab ich eine gelangt bekommen, das war nicht so schlimm, aber dieses Gefühl von Verlassenheit – meine Oma war überhaupt das Tollste auf der Welt, und ich habe ihr so was angetan, schrecklich. Ich bin auf einen Baum geklettert und konnte ins Tal schauen, und der Wagen fuhr da um die Ecke, und dann war der weg. Und dieser Moment, wo das Auto weg war mit meiner Oma, das war ein Schmerz, unvergleichlich, und dann habe ich da oben gesessen, und dann kamen die anderen Jungen und sagten: "Komm doch runter, komm doch runter", aber ich habe gesagt: "Ich bleibe jetzt hier oben." Bis meine Mutter kam, habe ich oben in dem Baum gesessen, habe so eine Angst gehabt, es war schrecklich. Und das macht was mit einem, glaube ich. Das habe ich neulich noch mal alles aufgeschrieben, aber an der Stelle konnte ich nicht mehr weiterschreiben, so sehr hat mich das mitgenommen.

Welt am Sonntag: Hat der Schlaganfall etwas an Ihrem Glauben verändert, an Ihrem Gottvertrauen? Haben Sie im Krankenhaus gebetet? Singt man fromme Lieder?

Flimm: Beten kommt vor, zwischendurch. Was man sonst vielleicht nicht so tut.

Schönbohm: Ich war immer überzeugter Protestant, in der Domgemeinde, oft zur Kirche gegangen. Nach dem Schlaganfall habe ich mehr gebetet als sonst. Und das hat mir auch Kraft gegeben.

Welt am Sonntag: Haben Sie den Jahrestag des Schlaganfalls begangen? Als zweiten Geburtstag?

Schönbohm: Ich habe es völlig vergessen, bewusst vergessen, aber meine Frau hat mich daran erinnert und gesagt: Stell dir vor, ein Jahr – und wie gut es dir wieder geht.

Welt am Sonntag: Und dann haben Sie sich zur Feier des Tages einen Zigarillo angezündet.

Schönbohm: Ja, ich war sehr, sehr dankbar, dass ich so weit gekommen bin.

Welt am Sonntag: Zum Abschluss würden wir gern ein erbauliches Lied mit Ihnen singen. Eines Ihrer Lieblingslieder, Herr Flimm: "Geh aus mein Herz und suche Freud".

Schönbohm: Ja, das liebe ich natürlich auch.

Flimm: Herrlich jetzt im Sommer. Aber das hat dreizehn Strophen.

Welt am Sonntag: Wir singen nur die besten.

Flimm: Es ist das schönste Lied. Habe ich bei der Beerdigung meiner Mutter vorgetragen. Immer eins gesungen und eins gelesen.

Schönbohm: Die ersten Strophen kann ich wohl auswendig, denke ich.

Flimm: Erst denkt man, es geht da nur um Pflanzen und Tiere, die schöne Natur, aber zum Schluss, so ist es ja immer, da kommt natürlich die ganz große Linie rein, Hinwendung zum Schöpfer, Paradies und so, klar.

(Flimm liest vom Textblatt)

Erwähle mich zum Paradeis
und lass mich bis zur letzten Reis'
an Leib und Seele grünen ...

Schönbohm: Das ist gut. Das können wir singen.

Gemeinsamer Gesang, erste und letzte Strophe, also schöne Natur – und dann die große Linie, Paradies und so.

Verabschiedung. Draußen schaut Flimm in den Himmel, es ist eine laue Sommernacht.

Flimm: Das wäre jetzt so ein Abend, da würde man sich richtig gern irgendwo draußen schön einen reindödeln. Das dürfen wir nun nicht mehr. Aber wir haben es ja oft genug getan, also alles halb so schlimm.

99 Fragen an Werner Herzog

In den USA ist Werner Herzog ein Star, in Deutschland fast vergessen. Moritz von Uslar stellt dem Regisseur, Produzent, Autor und Schauspieler 99 hochkonzentrierte Fragen.

Von Moritz von Uslar, ZEIT Magazin, 13.04.2013

Innenhof des Hotels Chateau Marmont, Hollywood. Kühle Winde streichen durch die warme Luft: Himmel, ist das angenehm hier. Der Regisseur und Autor Werner Herzog, 70, wird am 28. April mit dem »Ehrenpreis für hervorragende Verdienste am deutschen Film« ausgezeichnet, weshalb er zu diesem einen Gespräch in Los Angeles empfängt, wo er seit 18 Jahren lebt. Der berühmteste deutsche Regisseur und vielleicht bekannteste lebende deutsche Künstler im Ausland – 2009 wurde Herzog vom »Time Magazine« unter die »100 einflussreichsten Menschen der Welt« gewählt – sieht aus wie ein Sozialkundefahrer: brauner Woolrich-Reißverschlusspullover, Wuschelhaare. Im Ausland war dieser Regisseur, der vor Urzeiten zusammen mit Schlöndorff, Wenders und Kluge als junger deutscher Filmer antrat, mit seinem wahrlich mystischen Werk – »Aguirre, der Zorn Gottes« (1972), »Fitzcarraldo« (1982), »Cobra Verde« (1987) – immer größer als in Deutschland. Seine letzten Filme (»Grizzly Man«, »Bad Lieutenant – Cop ohne Gewissen«, »Die Höhle der vergessenen Träume«, »Death Row«) haben in Deutschland irrerweise kaum Wirkung gehabt. Gleichzeitig hat Herzog, kongruent zu seinem Verschwinden in Deutschland, besonders in den USA und besonders in den letzten zehn Jahren eine sagenhafte Karriere hingelegt. Als Regisseur, so hört man, kann er sich seine Schauspieler, gleich einem Quentin Tarantino, mittlerweile aussuchen: Alle wollen mit ihm drehen. Als Filmemacher wird er von hippen und klugen Leuten auf fast schon nervtötende Art verehrt: Werner Herzog? Come on, der Größte! Für seine Installation im Whitney Museum in New York standen die Menschen um mehrere Häuserblocks Schlange. Als Herzog im Oktober letzten Jahres in der Berliner Volksbühne aus seinen Aufzeichnungen »Eroberung des Nutzlosen« vorlas, war der Saal gefüllt mit französischen Filmstudenten, dänischen Architekten und New Yorker Künstlern, die kein Wort verstanden und trotzdem gebannt zuhörten. Zuletzt hat Herzog

noch eine Karriere als Hollywood-Schauspieler begonnen – in »Jack -Reacher« ist er als Psychopath mit weißen Kontaktlinsen und Gegenspieler von Tom -Cruise zu sehen. Der Gesprächspartner Werner Herzog: Er gilt als streng, missmutig, nicht einfach. Am Telefon hat er darum gebeten, das Gespräch um eine Stunde nach vorne zu legen, auf zehn Uhr. Er sei erst gestern wieder in Amerika gelandet, war in Italien und Marokko, müsse noch so viel wegarbeiten. Gestern sei es auf der Premiere von »Spring Breakers«, dem neuen Film von Harmony Korine, später geworden. Richtig, Herzog möchte keine Fragen zum jüngst aufgedeckten Inzest Klaus Kinskis beantworten.

1 Wie war's gestern auf der Film Premiere von Harmony Korines »Spring Breakers«?

Den Film kannte ich schon aus dem Schneiderraum. Ich hatte das Gefühl: Das ist ein außergewöhnlicher Film mit unglaublich düsterer und subversiver Kraft. Obwohl da permanent Disney-Mädchen in Bikinis vor untergehender Sonne in Florida zu sehen sind. Den Harmony -Korine unterstütze ich, seitdem ich den ersten Film von ihm gesehen habe. Ich habe in zwei seiner Filme mitgespielt. Für ihn bin ich ja so eine Art Mentor oder Vaterfigur. Der Film aller Filme ist für den Harmony mein Auch Zwerge haben klein angefangen.

2 Wie geht's Ihrer legendären Arbeitswut am heutigen 15. März 2013?

Ich versuche die Scherben aufzulesen, die wegen Daten- und Zeitverschiebung am Boden liegen – ich bin erst vor 36 Stunden aus Nordafrika gelandet. Davor war ich in Rom, wo ich eine Oper inszeniert habe. Es sind ungeheure Kulturschocks: eine Verdi-Oper in Rom, eine Woche Sahara, zurück nach L.A. Während ich im Flugzeug saß, gab es einen neuen Papst.

3 Ist die Kultur für Sie ein scheußlicher Begriff?

Absolut nicht scheußlich. Scheußlich wird's immer dann, wenn Sie sich mit den Bettnässern des Feuilletons in Deutschland aus-ein-an-der-zu-set-zen haben. Kultur ist für mich ein kollektiver geistiger Erregungszustand, den ich immer erwünscht habe und immer herbeizuführen versuche. Ganz praktisch: An meinen Sets herrscht dieser stille, tiefe Erregungszustand.

4 Können Sie in wenigen Worten noch einmal die In-stal-la-tion erklären, mit der Sie im letzten Jahr im Whitney Museum in New York an der Biennale teilgenommen haben?

Man hat mich zu dieser Biennale eingeladen, und ich habe sofort gesagt: Nein. Zur Gegenwartskunst habe ich keinen Bezug. Die kamen dann mit »Aber Sie, als Künstler ...«. Und ich habe durchs Telefon geblafft: »Ich bin kein Künstler, ich bin Soldat!« Meine Frau, die hörte, dass ich da mit irgendeinem Museum sprach, sagte: Überleg doch mal. Dich beschäftigen so viele Dinge, die weder in der Literatur noch im Kino ausdrückbar sind. Meine In-stal-la-tion waren dann Projektionen auf drei Wänden – Drucke des für mich sehr wichtigen Künstlers Her-cules Seghers, der in der Früh-Rembrandt-Zeit gearbeitet hat. Der war seiner Zeit einfach drei-, vierhundert Jahre voraus. Nur der junge Rembrandt hat ihn ernst genommen. Für mich ist Seghers der Vater aller Modernität. Witzig war natürlich, dass keiner der Kuratoren vom Whitney den Namen Her-cules Seghers je gehört hatte.

5 Was lernt man als 70-jähriger Filmregisseur, wenn man für die Hipsterband The Killers bei einem Konzertmitschnitt Regie führt?

Das war ein Live-Streaming. Es war nicht meine Idee, die Killers wollten unbedingt, dass ich das mache. Es ist merkwürdig, welchen bedingungslosen Anhang ich zum Beispiel unter Rockmusikern habe. Das für mich vollkommen neue Medium des Live-Streamings hat mich beeindruckt: Das haben zehn Millionen live gesehen.

Die Herzog-Stimme: Man kennt sie, zum Beispiel, aus dem Filmporträt »Mein liebster Feind« (1999), in dem er die manische Beziehung zu seinem Lieblingsschauspieler Klaus Kinski aufarbeitet. Der schleppende, raunende, eindringliche Ton: Es ist immer alles so wichtig, was er sagt! Der Gestus des Sprechers Werner Herzog lautet: »Ich sage Ihnen hier jetzt etwas, das ich noch nie jemandem so gesagt habe. Hören Sie genau zu.« Weil es eben nicht unanstrengend ist, mit ihm zu sprechen, stellen wir ihm jetzt Plauderfragen: Niveausturz. Mal hören, wie er darauf reagiert.

6 Ist das ein Drei- oder ein Fünftagebart?

Ich weiß es gar nicht. Wie gesagt: Ich bin seit 48 Stunden fast ununterbrochen in Flugzeugen gewesen. Richtig ist: Ich rasiere mich ungern. Als noch lästiger, als mich zu rasieren, empfinde ich es, mir einen Bart wachsen zu lassen.

7 Ist das für Sie wichtig, sich morgens extra nicht die Haare zu kämmen?

Dazu kann ich jetzt nichts sagen.

8 Wie geht's dem Herzen?

Dem Herzen geht es gut. Danke.

9 Wie geht's den Augen?

Sie sind ein bisschen entzündet. Ich habe in der Sahara zu viel Staub und Sand hineinbekommen. Deshalb werde ich für Ihren Fotografen nachher auch wie der Schlagerstar Heino eine Sonnenbrille tragen.

10 Keine Lust, sich mal wieder einen Schnurrbart wachsen zu lassen?

Das kann ich im Moment nicht sagen. Der Bart war, wenn ich mich richtig erinnere, ein ganz guter Schutz, hinter dem ich mich sicher fühlte. Komischerweise.

Also: Plaudern geht mit ihm nicht so gut. Dieser Herzog ist ein derart ernsthafter Sprecher. Dass ein Frage unernst, ironisch, spielerisch gemeint sein könnte, das schließt er praktisch aus. Er antwortet in jedem Fall: ernst. Der Interviewer erklärt ihm nun, dass in den nächsten Fragen sein Ruhm in den USA thematisieren werden soll.

11 Selber überrascht darüber, wie berühmt Sie mittlerweile in den USA sind?

Ich habe ehrlich gesagt keinen wirklichen Bezug dazu. Ich empfinde das eher als bizarr.

12 Ihre Erklärung, warum Sie in den USA vor allem die 17- bis 23-Jährigen lieben?

Sie sind noch jünger: 15. Ich glaube, dass ich wirklich eine Alternative bin. Die sichtbar ist. Ich bin für viele ein Orientierungspunkt. Der Orientierungspunkt Werner Herzog hat sich seine Glaubwürdigkeit über Jahrzehnte in konsistenter Arbeit verdient. Wenn ich zu einer Session mit meiner -Rogue Film School aufrufe – das sind sporadisch durchgeführte lange Wochenenden –, dann melden sich in den ersten 15 Minuten 3000 Leute.

13 Ist Ihnen das Wort »Kult« auch unangenehm?

Es ist mir völlig gleichgültig. In einer Betrachtungsweise auf mich hin ist es irrelevant.

14 Wann zuletzt von einem Wildfremden angesprochen oder gleich umarmt worden?

Das passiert schon, ja. Ich muss auch immer ein bisschen aufpassen. In Lokalen achte ich darauf, dass ich mit dem Rücken zur Wand sitze. Und jetzt habe ich zum Beispiel immer den Eingang im Blick. Es sind die klinisch Wahnsinnigen, die es auf mich abgesehen haben.

15 Was, um Himmels willen, ist da passiert, als Sie 2006 bei einem Fernsehinterview in Los Angeles angeschossen worden sind?

Das war ganz insignifikant, ganz unbedeutend. Jemand auf der anderen Seite der Straße brüllte: »Immer diese Filmstars! Immer diese Kameras!« Auf einmal hat's gekracht, und ich war getroffen: unterhalb vom Gürtel. Es galt mir, weil ich derjenige war, der vor der Kamera stand. Es fühlte sich an, als hätte jemand mit einem schweren, nassen Tuch gegen mich geschlagen. Es war keine schwere Verletzung. Ich bin nicht mal ins Krankenhaus gefahren.

16 Ist der Tom Cruise von Nahem betrachtet auch wieder nur ein netter Mensch?

Ihn als nett zu bezeichnen ist nicht ausreichend. Sie müssen da schon genauer hinschauen. Und ich hatte die Gelegenheit, genau hinzuschauen. Er ist außergewöhnlich aufmerksam seiner Umgebung gegenüber. Er schüttelt zum Beispiel irgendeinem Kabelträger am Set die Hand oder bringt einer Garderobenfrau einen Espresso. Was sofort ins Auge springt, ist das tiefe Ausmaß von Professionalität. Jede seiner Handlungen scheint generalstabsmäßig vorbereitet. Es ist zum Fürchten manchmal. So habe ich festgestellt: Er isst nicht wirklich, so wie wir essen. Er beschäftigt einen Ernährungsberater. Er nimmt also

alle zwei Stunden eine kleine, ausgerechnete Menge von irgendetwas zu sich – sagenhaft. Er muss sich aber auch so verhalten. Sich in diesem Beruf jahrzehntelang an der äußersten Spitze zu halten bedarf einer außer-ordent-lichen Dis-zi-plin. Die Dis-zi-plin schätze ich an ihm. Weil ich im Grunde genommen, nur in der Seele anders ge-lagert – als Bayer –, auch sehr dis-zi-pliciert bin.

Wir sind von der Filmfirma, die das Gespräch vermittelt hat, aufgefordert, den Filmpreis anzusprechen, den er diesen Monat erhält. Also: fünf Fragen zu der natürlich heiklen und kaum beantwortbaren Frage, ob der Regisseur Herzog in Deutschland genug Anerkennung erfahren hat.

17 So einen Filmpreis für hervorragende Verdienste, wie steckt man den seelisch weg?

Ach, eigentlich ist das bedeutungslos. Ich sehe dem Ganzen mit gemischten Gefühlen entgegen. Und zwar deshalb, weil so ein Ehrenpreis ja immer missverstanden werden kann: als Ende einer Karriere, als vorweggenommenes Begräbnis. Schauen Sie: Im letzten Jahr habe ich sechs Filme gemacht. In diesen Wochen werde ich vier Filme fertigstellen. Ich muss die nur noch mischen. Möglicherweise bin ich bald auch wieder als Schauspieler zugange. Das heißt: Ich arbeite in der rohen Gegenwart, im Hier und Jetzt – viel intensiver als in früheren Jahrzehnten. Ein Fazit zu ziehen hieße, nach hinten zu schauen. Ich bin völlig gegenwartsorientiert.

18 Haben Sie genug Preise bekommen?

Das ist alles irrelevant. Einen Preis für einen Film zu bekommen macht den Film nicht besser und nicht schlechter.

19 »Verlorener Sohn des deutschen Kinos«. Ist das ein guter Titel für Sie?

Ach ja.

20 »Bekanntester Unbekannter des deutschen Kinos«. Ist das ein angenehmer Titel für Sie?

Ich kann nicht viel damit anfangen. Weil ich ja doch einem bestimmten Kreis von Leuten, die Kino mögen, bekannt bin. Ich bin ja auch nie wirklich weg gewesen. Ich habe ja ununterbrochen Filme gemacht. Nur, vieles davon ist in Deutschland nicht im Kino gelaufen.

21 Warum ist so ein Superfilm wie »Grizzly Man« in Deutschland nicht im Kino gelaufen?

Das weiß ich nicht.

Unterbrechung. Eine besonders gut aussehende blonde Dame, die wirkt, als wäre sie nicht nur auf dieser Terrasse, sondern in der ganze Welt zu Hause, tritt an den Tisch. Der Gentleman Herzog erhebt sich, begrüßt sie mit einer angedeuteten Umarmung. Die beiden unterhalten sich drei Minuten lang: Small Talk. Das sieht lustig aus, wie der deutsche Regisseur mit dem Pulli und die blonde Kanone sich unterhalten. Blondine ab.

Rosamund Pike: Im Übrigen auch sehr, sehr professionell. Kennen Sie sie? Sie spielt die weibliche Hauptrolle in Jack -Reacher. Ich nehme sie als Geisel, was Jack -Reacher beziehungsweise Tom -Cruise sehr unwirsch macht.

22 Es gibt von Ihnen die Äußerung: »In Deutschland bin ich missverstanden worden.« Was genau haben wir missverstanden?

Falsch, das habe ich nie gesagt. Absolut nicht. Es ist undenkbar, dass so etwas von mir kommt. Eine Totalfälschung. Gleichzeitig muss ich sagen, dass ein paar Sachen von mir übersehen worden sind. Es lag wohl daran, dass ich nie einem großen Trend angehört habe. Mehr noch: Was Trend war, war immer weit von mir entfernt. Ich habe, zum Beispiel, dem Neuen Deutschen Film nicht angehört. Ende der sechziger Jahre und in den gesamten siebziger Jahren war das Postulat, die Welt-revo-lu-tion durch Film zu bewirken, und ich habe gesagt: Ihr seid Kretins. Sowohl eure Analyse, dass Deutschland ein faschistoider Unterdrückungsstaat ist, ist falsch, wie das Heilmittel, Deutschland in kommunistische Kommunen aufzulösen. Es gab mich dann, wenn über mich geredet wurde, über mehr als ein Jahrzehnt hinweg nur mit einem schmückenden Beiwort, mit einem Epitheton ornans.

Das besagte: Der faschistoide Regisseur Werner Herzog hat wieder einen Film gemacht. Natürlich! Ein Film wie -Aguirre, der Zorn Gottes galt als faschistoider Film.

23 Was können Sie über Ihr derzeitiges Projekt, die Verfilmung des Lebens der Archäologin und Geheimagentin Gertrude Bell, sagen?

Darüber rede ich erst, wenn es abgefilmt ist.

Ihn angucken – so wie man ja oft erst nach zehn Minuten darauf kommt, sich denjenigen anzuschauen, mit dem man da spricht: Er ist groß. Eine imposante Gestalt. Der große, müde Kopf. Insgesamt: Seine Kultiviertheit, die in jeder Faser seines Körpers steckt, macht ihn zu einer angenehmen, vertrauenerweckenden Gestalt. Man kennt diesen Typus: So wie Herzog sehen die 68er aus, die heute um die 70 sind, unter Gerhard Schröder unser Land regiert haben und in München-Schwabing bei einem guten Italiener einen guten Rotwein bestellen. Biografie-Fragen.

24 Wie heißen Sie mit richtigem Namen?

Da halte ich mich bedeckt. Es gibt verschiedene Versionen. Die Namen sind wie viele Gerüchte über mich ein Kunstgebilde, das mich beschützt: In meinen Biografien taucht zum Beispiel immer wieder die Geschichte auf, dass ich in Pittsburgh für die Nasa gearbeitet habe. Sie können auch nachlesen, dass ich aus Liebe zu meinen Filmen eine Astronautenkarriere abgebrochen habe.

25 Ihr erstes Filmerlebnis?

Ich kann's kaum Erlebnis nennen. In der Dorfschule in den Bergen in Oberbayern tauchte, ich war gerade elf, ein fahrender Projektionist auf und führte zwei Filme vor, die mich beide nicht beeindruckt haben. Ein Film war über Eskimos, die ein Iglu gebaut haben. Nachdem ich sehr viel im Schnee aufgewachsen bin, konnte ich sehen: Das sind schlecht bezahlte Statisten, die nicht wissen, wie man mit Schneeharsch und Eis umgeht.

26 Immer wieder ist von einem Schauer die Rede, der Sie als Kind überkam. Was war da?

Gut, das ist jetzt sehr blumig ausgedrückt. Richtig ist: Ich hatte mit 14 eine sehr intensive Phase, in der sich Perspektiven und Konstanten für mein Leben angelegt haben, die mich bis heute prägen. Erstens: zu Fuß unterwegs sein. Zweitens: Kino. Es war klar, das ist in gewisser Weise meine Bestimmung. Drittens: eine intensive religiöse Phase. Ich bin damals Katholik geworden. Obwohl ich heute nicht mehr religiös bin, habe ich ein tiefes Verständnis für die jüngsten Vorgänge im Vatikan, Rücktritt des alten Papstes, Wahl des neuen Papstes.

27 Wer war der Sturm-Sepp?

Ein Bauernknecht am Sturm-Hof. Wie er wirklich hieß, weiß ich nicht. Eine Mythenfigur, immer schweigsam. Nachdem wir ihn als Kinder geärgert haben, hat er mit der Sense nach uns ausgeholt: so einen magischen Kreis.

28 Echt wahr, dass Sie als junger Mann in Fiebertrance in einem Schuppen in Ägypten lagen, wo die Ratten an Ihnen genagt haben?

Ich war sehr krank, hatte starkes Fieber und mich in einen Geräteschuppen zurückgezogen. Da haben Ratten in die Ellbogenbeuge meines Pullovers ein Loch gefressen.

29 Echt wahr, dass Sie als Schmuggler gearbeitet haben?

Das ist alles ziemlich übertrieben. Ich war in Mexiko, wegen meines Visa-Status hatte ich die USA verlassen müssen. Damals, Anfang der sechziger Jahre, war die Grenze noch nicht so abgesichert wie heute. In der Zwillingsstadt Reynosa-McAllen in Texas am Rio Grande gab es einen Schwachpunkt an der Grenze. Da bin ich morgens immer mit den Tagesarbeitern rüber und habe für reiche Rancheros teure Elektroartikel aus den USA über die Grenze gefahren. In einem Fall habe ich, was mir den Namen Waffenschmuggler einbrachte, für einen reichen Mann in Mexiko einen Colt aus reinem Silber besorgt.

30 Wie erklärt der Zu-Fuß-Geher Werner Herzog die Schönheit eines Hausfriedensbruchs?

Sie verwenden den falschen Begriff. Sie müssten eher von Einbrüchen in leer stehende Ferienhäuser reden – das ist etwas anderes. Wenn Sie zu Fuß in einem Schneesturm unterwegs sind, dann haben Sie ein natürliches Recht auf Schutz. Und ich hatte, wenn ich zu Fuß unterwegs war, immer dieses stählerne Chirurgenbesteck dabei, mit dem man

Türschlösser öffnen kann. Sie brauchen für normale Sicherheitsschlösser ja mindestens zwei Geräte: einen nadelartigen Stahlstift, ein zweites, feines federndes Stahlgerät, das den Zylinder auf Druck hält. Wo immer ich eingestiegen bin, habe ich das Haus in absoluter Ordnung hinterlassen. Oft auch mit einem kurzen Dankzettel auf dem Küchentisch. Manchmal habe ich auch das halb ausgefüllte Kreuzworträtsel zu Ende ausgefüllt.

31 Sind Sie genug zu Fuß gegangen?

Der Mensch ist niemals genug zu Fuß gegangen.

32 Echt wahr, dass Sie Ihre ersten Filme mit einer geklauten Kamera gedreht haben?

Es gab einen Vorläufer der Münchner Filmschule: Deutsches Institut für Film und Fernsehen. Die hatten Geräte, bizarrerweise haben die mir nie eine Kamera geliehen. Ich bin nie auf einer Liste gewesen derjenigen, die als zukunftsfähig angesehen wurden. Also haben wir die Kameras enteignet.

33 Rückblickend, war das ein Glück oder eine Strafe, dass Sie den Bundesfilmpreis gleich für Ihren ersten Spielfilm »Lebenszeichen« im Jahr 1967 – Sie waren 24 Jahre alt – erhalten haben?

Das hat mich positiv tangiert, weil der Preis mit Geld verbunden war. Das Geld wurde sofort in zwei weitere Projekte gesteckt. Bis heute ist es so: Wann immer ich Geld einspiele, wandert es sofort ins nächste Projekt.

34 Worin liegt der tiefere Grund Ihrer ein Leben lang anhaltenden USA-Begeisterung?

Ich habe ja doch ein ambivalentes Verhältnis. Die Gründe, warum ich hier in Los Angeles lebe, sind offensichtlich. Der einfachste aller Gründe: Ich bin hier sehr glücklich verheiratet. Vor 18 Jahren bin ich mit nichts gekommen, ich bin praktisch mit einer Zahnbürste hier angekommen. Seither, glaube ich, habe ich alles richtig gemacht: Ich bin einer von den wenigen Männern, die ich kenne, die wirklich glücklich verheiratet sind. Ich habe absolut Glück gehabt. Das Zweite: Meine Frau und ich haben uns in der Bay Area kennengelernt, sind da ein paar Jahre gewesen, wollten weg. Wir haben gesagt, wir müssen

in den Ort gehen, an dem die meiste Substanz in den USA ist. Da war es ganz schnell klar: Los Angeles.

35 Noch mal: warum Los Angeles?

Sie dürfen in Los Angeles nicht nur den Glanz und Glamour von Hollywood sehen. Dahinter verbirgt sich eine ungeheure Dichte an kreativer Intelligenz: Schriftsteller, Musiker, Mathematiker, Zauberkünstler. Wo immer Sie hinschauen, ist eine enorme Tiefe, ein großer Aufruhr da, der mir sehr liegt. Zweitens empfinde ich es als sehr angenehm, in Südkalifornien zu leben, wo alles, was wichtig ist, was die Welt seit einem halben Jahrhundert prägt, entstanden ist: Free Speech Move-ment, Computer, die Akzeptanz von Schwulen und Lesben als Teil einer würdevoll sich verstehenden Gesellschaft, die kollektiven Träume der Welt – jetzt rede ich von Hollywood. Auch alle Dummheiten stammen von hier: die Hippie-Bewegung, die New-Age-Idiotie, Aerobic-Studios, Starlets, die in Yoga-Klassen gehen. In einer Umgebung zu leben, aus der diese ungeheuerlichen Aufbrüche kommen, ist richtig.

36 Aus der Ferne betrachtet: Was interessiert Sie im Moment an Deutschland?

Deutschland hat, zusammen mit Frankreich, eine gewisse Führungsrolle übernommen. Ich sage das mit der nötigen Vorsicht: Wie Deutschland versucht, das angeschlagene Schiff Europa zu halten, finde ich gut. Als die Europäische -Union den Friedensnobelpreis erhalten hat, gab es ein für mich nicht nachvollziehbares Gemaule in den deutschen Medien. Dabei ist das ein ungeheures Ereignis von außerordentlicher Tragweite. Europa ist das größte praktizierte Friedensprojekt in der Weltgeschichte.

37 Einmal Deutscher, immer Deutscher?

Nein. Einmal Bayer, immer Bayer.

38 Haltet ihr Bayern in L.A. eigentlich zusammen?

Nein, es gibt hier keine Bayern außer mir. Das ist ein Unglück, dass es niemanden gibt, der meinen Dialekt sprechen könnte. Der Dialekt fehlt mir hier am meisten.

39 Welcher Satz auf Bayerisch klingt besonders schön?

Da möchte ich natürlich den Klassiker nennen: Mir san mir und schreim uns uns.

40 Welcher Satz auf Denglisch klingt schön?

Vom Komiker Otto gibt es ein paar wunderbare Direktübersetzungen vom Deutschen ins Englische. Zum Beispiel: Egg freilight. Für »Ei freilicht«.

41 Wenn Sie sagen: »Entschuldigung, aber ich bin Bayer«, was meinen Sie damit?

Ich sehe mich eher als Teil einer regionalen Kultur denn als Teil der übergreifenden Kultur Deutschlands.

42 Ihr bester Satz als Superbösewicht The Zec in »Jack -Reacher«?

Normalerweise haben Böse ja große Kanonen. Oder sie brüllen oder haben Faustgefechte. Die Macher aber brauchten eine Art Epizentrum des Übels und der Bosheit: einen, der gefährlich aussieht, bevor er spricht und schießt. Sie hatten eine Reihe bekannter Darsteller getestet. Dann kamen Tom -Cruise und der Regisseur Christopher McQuarrie auf die Idee: Wir holen uns den Herzog. Ich habe das auch richtig abgeliefert. Ich bin wirklich, bevor ich etwas sage, absolut schreckenerregend.

Die Intensität des Gesprächs bleibt hoch. Selten hat man erlebt, dass ein Mensch beim Sprechen und Geschichtenerzählen so auf Wirkung setzt: Er will verstören, aufführen, in Erstaunen versetzen, er will die totalen Hämmer hinlegen. Gleichzeitig sind der biblische Ernst und die Humorlosigkeit seiner Ansagen natürlich auch kräftezehrend. Eigentlich gilt doch unter Menschen, dass man den eigenen gesprochenen Text durch Gags und Übertreibungen auflockert. Nein, für ihn gilt das nicht. Er muss hier die totale Wahrheit, seine Wahrheit, seine Sicht der Dinge darlegen: Wer braucht da einen Gag? Man merkt ihm an, dass die Platttheit einiger Fragen ihn anstrengt und ihm auf die Nerven geht – dann will er ganz Profi sein und sich keine Verstimmung anmerken lassen. Fragen zu seinem Handwerk, dem Schauspielern und Schauspieler-Führen.

43 Noch mal zum Tom Cruise: Warum ist das ein guter Schauspieler?

Was er macht, das macht er richtig. Das ist natürlich nur eine bestimmte Art von Filmen, in denen er auftaucht – Filme, in denen es weniger um Schauspielern geht als um

eine physische Präsenz. Er macht ja alle seine Stunts selber. Ich habe Respekt vor -Cruise, wie ich vor Schwarzenegger als Schauspieler Respekt habe – beide stellen Industrieprodukte her, die außergewöhnliche Wirksamkeit in der Welt haben. Ich wünschte mir, die Schauspieler, mit denen ich arbeite, hätten die Hälfte der Disziplin.

44 Ist der James Franco ein guter Schauspieler?

Ja, klar. Sie müssen sich Spring Breakers ansehen.

45 Ist der Mick Jagger auch ein guter Schauspieler?

Der war so gut! Ein absoluter Wüterich. Er ist nie wirklich entdeckt worden. An Mick Jagger ist ein ganz großer Schauspieler verloren gegangen.

46 Wie beurteilen Sie die schöpferische Kraft des Tee-nie-stars Robert Pattinson, mit dem Sie demnächst drehen werden?

Das ist ein sehr intelligenter Mensch. Schreibt gut. Weiß genau, was er macht. Er weiß auch, dass er aus diesem nur kurzlebigen Rollenfach des Tee-nie-stars herausmuss.

47 Kann man die Schauspielerei lernen?

Nur bis zu einem gewissen Grad. Vielleicht ist sie für das Theater eher erlernbar als fürs Kino.

48 Haben Sie als schauspielernder Regisseur die Vorbilder Alfred Hitchcock und Otto Preminger?

Daran habe ich noch nie gedacht, nein. In eigenen Filmen tauche ich übrigens nicht als Schauspieler auf, das versuche ich zu vermeiden.

49 Ihr Lieblings-Bösewicht in der Filmgeschichte?

Vielleicht der Edward G. Robinson.

50 Wie kriegt man als Schauspieler das Böse auf die Leinwand?

Ganz einfach: Ich streite mich fünf Schritte von der Kamera entfernt mit einem Produktionsmenschen über das Per Diem, das Tagegeld, das wir als Darsteller kriegen. Und dann heißt es: Die Kamera läuft schon.

51 Was können Sie als Nichtschauspieler spielen, was können Sie nicht spielen?

Sie dürfen nicht immer nur von Bösewichten reden. Wenn Sie sich Harmony -Korines Julien Donkey-Boy anschauen: Der brauchte einen Vater in einer völlig dysfunktionalen Familie. Gefährlich feindselig zu den Kindern, chaotisch, ein Epizentrum im Untergang dieser Familie. Da bin ich richtig besetzt.

52 Notiz für alle Herzog-Biografen: Haben Sie Ihren Hauptdarsteller Kinski bei den Dreharbeiten zu -»Aguirre« nun zu erschießen gedroht oder nicht?

Antwort ist: Ja. Was Sie so lesen im Internet, stimmt trotzdem nicht. Ich habe ihm das ganz leise gesagt. Und ich war unbewaffnet.

Wunderbare Pointe: Er hat es gesagt. Aber er war unbewaffnet. Wir bleiben nun 30 Fragen lang bei einem Thema: Fazit der Herzogschen Kunst. Wie beurteilt er das, was er in 50 Jahren Filmen und Schreiben geschaffen hat?

53 Drehkreuz und Flaschenzüge?

Interessant, dass Sie das fragen. Ich bin mit beiden Werkzeugen gerade intensiv beschäftigt. Ich war jetzt, vor zweieinhalb Wochen, im Geheimarchiv der Vatikanischen Bibliothek, für ein ganz spezielles Projekt. Ich hatte festgestellt, dass der Obelisk, der auf dem Petersplatz steht, genau so aufgerichtet wurde, wie ich mein Schiff über den Berg gezogen habe – eine Methode, die ich selber entwickelt habe. Mit Drehkreuzen, Flaschenzügen, schrägen Ebenen und riesigen, gewaltigen Stahlrossen. Da ist mir Material von 1560 vorgelegt worden, das ich noch durcharbeiten möchte – eine Art von körperlicher Logik, die ich mir selber erarbeitet habe, aber die natürlich auch die Renaissance zu entwickeln verstanden hat.

54 Warum eigentlich immer wieder in den Dschungel?

Da müssten Sie auch fragen: Warum immer wieder ins Hochgebirge? Warum immer wieder in die Wüste? Die einfache Antwort: Der Dschungel ist der Ort der Fieberträume. Da fühle ich mich richtig angesiedelt. Da passen Kino, Oper, Kinski und ich hin.

55 Ist das Ihr Ernst, dass in »Fitzcarraldo« ein Dampfschiff über einen Berg gezogen wird?

Das war ein Dampfschiff, ja. Sie müssen das noch mal in meinen Aufzeichnungen Eroberung des Nutzlosen nachlesen. Der Moment, in dem ich das Schiff über den Berg habe und es auf der anderen Seite in den Parallelfloss hinuntergleitet – das war ein Moment völliger Sinn-ent-leert-heit. Und völliger Ent-leert-heit aller Emotionen: keine Freude, keine Begeisterung, kein Aufatmen, nichts. Bis heute gibt es von dieser Sinn-ent-leert-heit ein Echo. Wenn Sie mich fragen, ob es mich gefreut hat, das Ding über den Berg zu bringen – Antwort: Nein! Aber ich habe das Schiff über einen Berg gebracht. Es ist eine zentrale Metapher in einem Film, und diese Metapher hat weltweit beim Publikum gegriffen.

56 Warum ist Ihnen der Stummfilmregisseur Friedrich Wilhelm Murnau wichtig?

Deshalb, weil die Generation der Großväter für mich wichtig war. Die Väter waren ja ein ziemlicher Totalausfall, wegen der Nazizeit und all der Entsetzlichkeiten. Mein Großvater war mir auch rein physisch wichtiger als mein eigener Vater. Und Murnau ist ganz schlicht der Beste von allen. Schauen Sie sich Nosferatu an. So stark, so visionär. Er hat einen düsteren Film gemacht, in dem sich auf eine Art schon der Schrecken der Nazizeit angekündigt. Dadurch, dass ich auch einen Nosferatu gemacht habe – sicher kein Re-make, sondern einen eigenen Nosferatu – konnte ich mich in Richtung Murnau verbeugen. Er hat mir kulturell einen Boden unter den Füßen bereitet.

57 Warum sollen die jungen Leute lesen, wenn Sie selber kaum lesen?

Ich lese selber sehr viel – jedenfalls viel mehr, als ich ins Kino gehe. Ich schaue im Durchschnitt vielleicht drei Filme im Jahr. Den Schülern in der -Rogue Film School predige ich jeden Tag: Lest, lest, lest, lest, lest. Wenn ihr nicht lest, werdet ihr nie einen guten Film machen. Ich habe sogar eine verpflichtende Liste von Lektüre erstellt. Sie fängt mit Vergils Georgica an. Kurzgeschichten von Hemingway. Dann der Warren Commission Report.

58 Warum ist der »Warren Commission Report« eines der spannendsten Bücher auf Erden?

Das ist der Bericht der Kommission des Präsidenten Johnson über die Ermordung des Präsidenten Kennedy. Jeder, der über das Kennedy-Attentat spricht, tut diesen Warren-Report als Regierungsakte ab – auch der Regisseur Oliver -Stone, dem es nur um Legendenbildung und Verschwörungstheorien geht, hat den Warren-Report natürlich nie

gelesen. Es handelt sich in erster Hinsicht um eine außerordentliche Kriminalstory. Nichts, was ich gelesen habe, hat mich je so gefesselt. Dieser Report hat eine logische Schlüssigkeit, die völlig einzigartig ist. Ein ungeheures Zivilisationsprodukt.

59 Sind Sie noch der Meinung, dass Ihre Aufzeichnungen »Eroberung des Nutzlosen« besser sind als alle Ihre Filme?

Ich versuche es immer anders zu sagen: Mein Gefühl sagt mir, dass die Eroberung des Nutzlosen oder mein Buch Vom Gehen im Eis ein längeres ein Leben in der Zukunft haben werden als die Filme.

60 Und: Stehen Sie weiter zu Ihrem schönen Selbstlob, dass es unter den deutschsprachigen Autoren der Gegenwart kaum einer mit Ihnen aufnehmen kann?

Das ist kein Selbstlob. Das ist eine simple Feststellung: Wenn Sie sich in der Literaturlandschaft umsehen, dann entdecken Sie keinen, der solche Prosa schreibt.

61 Warum schreiben Sie nicht mehr?

Das frage ich mich auch. Filme sind vordringlicher im Moment. Die letzte Zuflucht war immer Sprache. Andere nehmen Drogen oder werden religiös.

62 Wer genau war diese Lotte Eisner?

Eine Filmhistorikerin, die viel mit Literatur zu tun hatte. Die große Mentorin des jungen deutschen Films. Sie wurde unter entsetzlichen Drohungen aus Deutschland vertrieben, floh am Tag der Machtergreifung nach Paris. Mit Henri Langlois hat sie an der Cinémathèque française gearbeitet. Von ihr gibt es die großen Monografien über Murnau und Fritz Lang und mit Die dämonische Leinwand das grundlegende Buch über den deutschen Stummfilm. Für mich war sie von großer Wichtigkeit, weil sie seit meinem ersten Film gesehen hat, dass ich jemand bin, der unterstützt werden sollte. Fritz Lang hatte ihr gesagt: »Aus Deutschland wird nie wieder ein guter Film kommen.« Und sie schrieb zurück: »Fritz, das stimmt nicht. Ich schicke dir einen Film vom Herzog.«

63 Wie sehen Sie das heute: Haben Sie Lotte Eisner mit Ihrem Buch »Vom Gehen im Eis« das Leben gerettet?

Natürlich nicht. Das hat sie selber bewirkt.

64 Ihre surrealste Naturerfahrung?

Ein Gewitter in der Republik Niger. Bei Nacht. Wenn ich »Gewitter« sage, dann, weil es in unserem Sprachschatz dafür keinen anderen Ausdruck gibt. Sie hätten Zeitung lesen können, so ununterbrochen war der Himmel von Blitzen erleuchtet.

65 Ihre surrealste Erfahrung in einer Großstadt?

Ich hatte schweres Fieber, Denguefieber, kam gerade in Rio de Janeiro an und bin um sechs Uhr früh, bei Tagesanbruch, ausgeraubt worden. Von johlenden Jugendlichen, die in einem offenen Auto angefahren kamen und mir das Messer an die Kehle und die Pistole auf die Brust hielten. Fünf Minuten nachdem sie mir alles abgenommen hatten, kamen sie johlend zu mir zurückgefahren und warfen mir meinen Reisepass vor die Füße.

66 Haben Sie als Künstler Fantasien, die Sie mit niemandem teilen können, weil sie zu krass sind, wie, sagen wir, Kinder ohrfeigen, unten ohne auf einer Party rumstehen, mit einem Düsenjet über Los Angeles donnern?

Das gibt es nicht bei mir. Alles, was in mir rumort, hat sich auf der Leinwand, in Büchern oder Installationen niedergeschlagen.

67 Fällt es Ihnen leicht, Ihre alte Filme zu mögen?

Absolut leicht, ja.

68 Wenn Sie an Ihren Film »Aguirre, der Zorn Gottes« denken: Wie lange ist der gefühlt her, 40 oder 140 Jahre?

Als wäre es gestern gewesen. Der Film altert auch nicht. Wenn Sie den heute angucken und Ihnen jemand sagt, der ist 1971 gemacht worden, glauben Sie das nicht.

69 Können Sie jetzt bitte noch mal eine Ihrer lustigen Abfälligkeiten über die Psychoanalyse äußern?

Ich glaube, dass es sich bei der Psychoanalyse um einen der großen Irrtümer des 20. Jahrhunderts handelt. Es hat niemandem gutgetan. Es ist nicht richtig, dass wir zu tief in uns selber hineinschauen. Wir sind nicht dafür gebaut.

70 Was sagt es über den Filmemacher Herzog, dass Sie Ihre Drehbücher stets in einem schnellen Schub hinschreiben?

Ich fange ein Drehbuch eben erst zu schreiben an, wenn ich einen Film ganz vor mir sehe.

71 Großfrage: Wie kommt der Filmer zu seinem Stoff?

Keine Ahnung. Mir schwirren, während wir hier sitzen, mindestens sieben, acht Projekte durch den Kopf. Ich fokussiere aber immer nur auf eines. Ich bin da ganz methodisch: eins nach dem anderen. Wenn Geld ohne Grenzen zur Verfügung wäre, könnte ich innerhalb von zwei Jahren fünf Spielfilme drehen.

72 Richtig, dass die Arbeit des Filmemachens vor allem in die Knie und Oberschenkel geht?

Das habe ich zwar so gesagt – allerdings zielte die Frage damals auf intellektuelle Konzepte und strukturelle Maßnahmen, die ich da angeblich denkerisch vollbringe. Ich habe damals etwas entnervt entgegnet: Filme kommen nicht vom analytischen Denken, vom akademischen Ansatz. Filme kommen aus den Knien. Im Übrigen waren ein relativ hoher Prozentsatz von Filmemachern athletische Leute. Viel mehr als Musiker oder Schriftsteller.

73 Bringt's die eigentlich, die Unterscheidung in Dokumentation und Spielfilm?

Für mich ist da die Grenzziehung nicht so streng. Weil ich mit Dokumentationen ja auch sehr erfinderisch bin und im hohen Grade stilisiere.

74 Warum ist ein guter Dokumentarfilm fiktiv?

Nicht unbedingt nur fiktiv. Mich stört an dem Postulat, dass Dokumentationen ausschließlich faktenbestimmt sein müssen. Das ist öde. Dann wäre nämlich das Telefonbuch von Manhattan das Buch aller Bücher: alles verifizierbar, alles korrekt, jede Nummer ein Anschluss. Es ist aber leider nicht das spannendste Buch.

75 Bedeutet Ihnen die Popmusik noch etwas?

Ich war nie ein großer Anhänger des Pop. Aber ich nehme natürlich wahr, was sich da abspielt.

76 Ist das ein künstlerisches Fazit von Ihnen, dass wichtige Kunstwerke sich erst einmal sperren, also gegen einen Widerstand durchgesetzt werden müssen?

Manches kann natürlich ganz leicht gelingen. Spielerisch, wie nebenbei. Der Mozart war so jemand. Gerade, bevor die Sixtinische Kapelle wegen des Konklaves zugemacht wurde, war ich da noch mal drin und dachte: Was für eine ungeheuerliche Lebensleistung! Gegen unfassbare Widerstände durchgesetzt. Das Werk von nur einem Mann.

77 War das immer die Idee, dass Sie an einem umfassenden Werk arbeiten?

Das klingt zu hochtrabend. Das hieße ja, dass man mit einer weihevollen Zukunft im Visier arbeitet. Im Übrigen, die Nachwelt ist mir auch ziemlich egal.

78 Was können Sie mit 70 besser als mit 25?

Ich bin viel schneller. Und dadurch spare ich Kosten ein. Beispiel: Bad Lieutenant mit Nicholas -Cage habe ich drei Wochen nach Dreh-ende abgeliefert. Grizzly Man war neun Tage nach Dreh-ende fertiggestellt. Und zwar deshalb, weil ich völlig klar sehe, wo ich zu navigieren habe.

79 Sind Sie einverstanden, dass Sie als Filmemacher heute so gut sind wie noch nie?

Ich wiederhole mich nicht. Das ist wichtig.

Hoch konzentrierter Werner Herzog. Der Interviewer ist erschöpft. Der Interviewte ist nicht erschöpft. Das vorgeblich Irre dieses Mannes ist vor allem seine irre Disziplin. So viele Geschichten, Gedanken, Thesen, die, weil es die Form der 99 Fragen so vorsieht, nicht zu Ende besprochen, sondern nur angerissen werden. Er wird nun in den Talenttest eingewiesen.

80 Ich nenne Ihnen jetzt einen Begriff. Sie schätzen bitte Ihr Talent von null Punkten, kein Talent, bis zehn Punkte, maximales Talent, ein. Badass.

Null.

81 Masochist.

Minus 35.

82 Grauhaariger Killer.

Grauhaarig: zwei. Killer: null.

83 Wahnsinniger.

Minus 800.

84 Soldat des Kinos.

Zehn.

85 Deutscher Regisseur.

Zwei. Weil ich mich eher als Bayer sehe.

86 Punk.

Da habe ich keinen Begriff davon.

87 Genie.

Die gab's zur Zeit des Sturm und Drang. Ein Begriff, der jetzt fast zwei Jahrhunderte passé ist. Null.

88 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Da haben wir einen guten. Also, keine Ambitionen. Null.

Die Ratlosigkeit, mit der die klugen Köpfe nach dem ausführlichen, dem so genannten guten Gespräch dasitzen: Ach echt? Das war's? Was haben wir jetzt eigentlich besprochen? Gut ist so ein Gespräch vielleicht dann gelaufen, wenn der Interviewer, wenn der Leser denkt: »Jetzt fangen wir an. Jetzt möchte ich mal wirklich etwas erfahren.« Das waren 90 Minuten Interview mit dem großen deutschen Regisseur und Künstler Werner Herzog im Hotel Chateau Marmont in Los Angeles.

89 Haben Sie einen Vogel?

Ein irgendwie verrückter oder manischer Arbeiter bin ich ja nicht. Ich bin ganz methodisch vor mich hin arbeitend. Wann immer Sie mich besuchen würden – Sie würden

mich nie hektisch bei der Arbeit sehen. Das bin ich nicht. In aller Ruhe. Mit schönem Schwung. Es sind zu viele Dinge hinter mir, die mich vorwärtsdrängen.

90 Welches ist das größte Rätsel auf Erden?

Da gibt es viele. Punktuell kann ich sagen: der Diskos von Phaistos. Das ist eine auf der Insel Kreta gefundene runde Tonscheibe mit einer Inschrift, die man mit Sicherheit nie entziffern können wird.

91 Woher nehmen Sie diese unendliche Ruhe?

Ich bin tatsächlich ganz ruhig. Ich glaube, ich habe mich mit genügend Philosophie gewappnet.

92 Korrekter Eindruck, dass Sie ein ziemlich undepressiver Mensch sind?

Das kann ich schwer beantworten, weil ich nicht auf mich schaue.

93 Warum haben Sie noch mal keine Angst vor dem Tod?

Weil er zu uns gehört wie das Leben auch. Der Tod beeindruckt mich nicht.

94 Wann zuletzt in der Festivalstadt Hof Fußball gespielt?

Ach, das liegt lange zurück.

95 Ihr Gruß an den deutschen Filmemacher Klaus Lemke?

Den habe ich, glaube ich, nie getroffen.

96 Ist Ihnen klar, dass in Berlin junge Männer rumlaufen, die Werner-Herzog-Schnauzbärte tragen?

Einen Schnauzbart hat in meiner Zeit jeder andere Depp auch getragen. Also, schönen Gruß an die jungen Männer. Ich kann mir schlecht vorstellen, dass das auf mich bezogen ist.

97 Wie schmecken Schuhsohlen?

Die Sohlen habe ich nie gegessen, die waren aus Gummi. Das Leder selber ist okay, das können Sie essen. Unser Verdauungssystem ist dafür eingerichtet. Sie können auch Ihren Gürtel essen.

98 Wie sieht der liebe Gott aus?

Sicherlich weißhaarig, mit Rauschebart und einer wallenden Toga. Nein. Ich scherze.

99 Können Sie einen Zaubertrick?

Mein älterer Sohn ist ein großartiger Zauberer. Ich kann ein paar Zaubertricks, aber auf einem Niveau, das nur mit Fünfjährigen funktioniert: Kartentricks, Münzen verschwinden lassen.